21. Kapitel

Adolf Hitler ist wirklich der heilige Geist. Kirchenminister Kerrl.

Einen Adolf Hitler hat die Geschichte nur einmal erlebt. — Hitler ist einsam, Gott ist einsam — Hitler ist Gott gleich.
Dr. Frank, Reichsjustizminister.

Totentanz

Die uns bekannten bildlichen Darstellungen des Totentanzes, welche in einer Reihe von allegorischen Gruppen unter dem vorherrschenden Bilde des Tanzes die Gewalt des Todes über das Menschenleben veranschaulichen sollen, gaben mir Veranlassung, das Sterben der KZ-Opfer als einen besonderen abweichenden Totentanz zu schildern. Die überwiegende Mehrzahl der durch Mißhandlung und Krankheiten dem Tode Verfallenen vermochten sich nicht mehr gegen den Tod zu wehren, willenlos und apathisch wurden sie seine Beute in vielerlei Gestalt.

Man glaubte eines Tages im Sommer 1943 an eine Vision, als eine Gruppe halbnackter lebender Skelette mit Totenköpfen und zuckenden Gliedern langsam zum Tor des Krankenhaus wankte, daß hier ein Totentanz realistisch dargestellt werde. Beim Näherschauen erkannte man die Gestalten mit den weißen Totenköpfen als noch lebende Menschen, die nach ärztlicher Diagnose dem Tode verfallen waren und auf diesem letzten Wege buchstäblich in den Tod tanzten. Vom Hunger überwältigte Russen waren es, welche beim Ausschlachten von Armaturen vorgefundene Fette, die mit starken Giften durchsetzt waren, zum Stillen ihres Hungers genossen hatten. Der besonders angegriffene Kopf der Unglücklichen war mit Salbe behandelt und dann mit weißen Papierbinden so umwickelt, daß nur die Augen, Nase und der Mund frei blieben; ein Totenschädel krönte das Gerippe.

Ein Wintertag 1939/40 vor dem verschlossenen Tor des Krankenhaus. Mehr als hundert Kranke warten in bitterer Kälte auf Einlaß. Sie wanken und wiegen von einem Bein

auf das andere, fallen vor Kälte um, versuchen, sich wieder zu erheben und sinken tot um. Dazwischen jammern die noch sich krümmenden Gestalten, teils barfuß und mit erfrorenen Händen oder Füßen und rütteln vergeblich an den eisernen Gitterstäben des Tores, das sich nicht öffnet, weil der Kommandant nur eine geringe Anzahl zur ambulanten Behandlung zulassen wollte.

Den Vorzug haben die Sterbenden, weil für sie keine Betten im Krankenbau benötigt werden, sondern ihr Transport von der Aufnahme anschließend in den Leichenkeller erfolgen kann. Juden, deren Lebensdauer auf mehr als einen halben Tag veranschlagt wurde, durften nicht als krank gemeldet werden. Erst wenn im Wohnblock feststand, daß die letzten Atemzüge und das gebrochene Auge das facies hippokratia erkennen ließen, dann erst durfte der Blockälteste den Sterbenden zum Krankenbau bringen lassen; wenn dann in der Aufnahme oder unterwegs der Tod eingetreten war, so wurde er aufgenommen — aufgenommen im Leichenkeller, wo man ihn entkleidete und auf den großen Haufen warf.

Damals befand sich noch der Leichenkeller unter der Baracke R II, wo die Toten in allen Stellungen hockten, lagen oder angelehnt und mit verzerrten Gesichtern jedem Eintretenden ein Bild des Grauens darboten, wie es noch kein Maler der Totentänze auf die Leinwand brachte. In diese Stätte des Grauens wagte sich kein SS-Mann, nur die Leichenträger mußten hinein und die erstarrten Totentänzer auseinander zerren, um sie in Transportsärge zu legen, die zum Krematorium kamen.

Nichts wurde an der Stellung oder Lage geändert; wie ihre letzten Bewegungen die Glieder geformt hatte, so wurden sie in der Leichenkiste belassen, sehr häufig zu zweien — weil es doch nur Skelette waren — Totentänzer im KZ.

Beim Außenkommando im „Klinker" war ein freiheitsdürstiger Russe in einen Baum geflüchtet. Der Lagerführer Grünwald schoß ihn herunter wie einen Affen. Das getroffene Opfer gestikuliert in den Ästen und stürzt dann leblos herab. Einige Zuckungen verrieten noch Leben und eine weitere Kugel beendete das Leben dieses Totentänzers auf dem Baum. Ein weiterer Häftling, versehentlich in die Sperrkette geraten, wird vom SS-Wachtmann rücklings erschossen; er taumelt, tanzt und sinkt am Graben zusammen. Auch er machte den letzten Tanz, den Tanz in den Tod.

Solange noch das Arbeitskommando „Klinker" des Abends ins Lager rückte, brachte der Arbeitswagen einige Tote von dort mit, neben den fast zu Tode geschundenen lebenden Skeletten, die gestützt von je zwei Arbeitskameraden zum Krankenbau geschleppt wurden; ihre Bewegungen verrieten, daß dies ihr letzter Gang, der Totentanz, war. Sehr häufig langten sie in der Aufnahme schon als Tote an und wurden von dort mit der Leichenkarre sofort in den Leichenkeller gefahren. Später brachte täglich ein besonderes Auto die Toten und Todeskandidaten vormittags und nachmittags zum Krankenbau; auf dem „Klinker" hielt der Tod reichliche Ernte, dort war Totentanz in Permanenz.

Ein Gang durch die Dysenteriebaracke gewährte den wenigen, die diese Stätte des Todes betreten durften bzw. sich hineinwagten, den Totentanz in allen Stellungen, wie sie selbst die Phantasie eines Holbein, Rethel oder anderer Maler nicht wiedergegeben hat. Sich an die Bettpfosten klammernd, wankten die lebenden Skelette zum Abort bzw. versuchten diesen noch zu erreichen. Meist schon nach wenigen Schritten, die ihre schon willenlosen Beine machten, brachen sie nach kurzen Todeszuckungen zusammen, sie hatten ausgetanzt.

Ein Blick in die Lagerstätten dieser Dysenteriekranken, die zumeist noch mit fünf in zwei nebeneinander stehenden Betten, — die Todesschubfächern glichen — lagen, zeigte die erschütterndsten Bilder. Nur Totengesichter blickten uns an. In drei, oft vier Lagen übereinander waren die Todesopfer zusammengepfercht, außerstande, sich noch zu bewegen, geschweige sich zu erheben. Ihre Bedürfnisse verrichteten sie unter sich, und die Darunterliegenden waren gezwungen, sich in deren und in ihren eigenen Ausscheidungen zu wälzen. Die Leichenkarre unterhielt zwischen dieser Baracke des Todes und dem Leichenkeller dauernden Pendelverkehr. Kein Film konnte diese Szenen wiedergeben.

Nicht weniger furchtbar waren die Zustände in der Baracke, welche die mit Phlegmonen und sonstigen eiternden Geschwüren Behafteten beherbergten. Schon beim Eintritt empfing alle eine unbeschreibliche Atmosphäre, die sich selbst in Worten nicht wiedergeben läßt. Durch die Fugen der Bettkisten tropfte der Eiter auf den Boden; denn für die Ärmsten war nicht einmal das Papierverbandsmaterial vorhanden; selbst die ersatzmäßig benutzten Klosettpapierrollen für Verbandszwecke gab es nicht mehr.

Die nächstfurchtbare Stätte des Massensterbens war die Baracke für die Tbc-Opfer. Hier sei eingeschaltet, daß diese drei aufgeführten Baracken die Masse an Opfern für die Gaskammer hergaben; man ersparte den Umweg über den Leichenkeller, der im Laufe der letzten Jahre unter der neu errichteten Pathologie eingerichtet war und bei weitem nicht den an ihn gestellten Ansprüchen genügen konnte.

Die Pathologie mit Sezierraum bot ein weiteres grausiges Bild: Eine Unzahl von Toten, die hier hineingeschafft wurden, um zu Skeletten verarbeitet zu werden; denn der Skelettbhandel war für die SS eine der besten Einnahmequellen. Neben den vollständigen Skeletten wurden hier besonders geformte Schädel für den Verkauf an Interessenten, die nicht immer wissenschaftliche Institute waren, bereit gehalten. Die vielen Abnormitäten, welche sich unter den Tausenden von Häftlingen befanden, waren nicht lange im Lager. Wenn sie beim Appell und sonstwo auffielen, wurden sie in den Krankenbau beordert „zur Untersuchung" und erhielten eine Spritze, die sie schon sehr bald in ein anderes Lager, d. h. ins Jenseits beförderte — ein anderes Bild des Totentanzes.

Hier ein Beispiel: Am 24. 1. 1942 kam ein Heinrich Kuhne mit starker Rückgratverkrümmung als Zugang ins Lager. In der Totenmeldung vom 8. 3. 1942, also schon nach wenigen

Wochen, tauchte der Name des Kuhne auf. Laut Totenschein war er an Kreislaufstörung und Lungenentzündung verstorben und den Angehörigen mitgeteilt, daß er verbrannt sei. Aus. — Nein, es war nicht aus! Im April, kaum vierzehn Tage später, war im Arztzimmer der Pathologie in einem Glasschrank das Skelett eines Buckligen aufgestellt. An der Scheibe vorn befand sich ein kleines Schild, daß nur die kurze Notiz trug: = geb. 21. 11. 98 — gest. 8. 3. 42. Bei Durchsicht der Totenmeldungen von diesem Tage und beim Vergleich von Geburts- und Sterbetag wurde in der Politischen Abteilung die Identität des Kuhne festgestellt.

Von Zeit zu Zeit sah man in der Kommandantur die Karteikarten der Häftlinge durch, auf denen sich eine besondere Rublik: Tätowierungen befand. Diese Tätowierten wurden zum Krankenbau bestellt, und unbekannte „Interessenten" nahmen die Tätowierungen in Augenschein. Häftlinge mit besonders vielen und auffallenden Tätowierungen blieben im Krankenbau, wo ihnen ein Präparat verabreicht wurde. Nach einigen Tagen meldeten sie sich krank, worauf sie eine Injektion erhielten oder zur Spezialuntersuchung ihrer „Krankheit" in ein anderes Lager oder sonstwohin „überführt" wurden. Sie kehrten nicht zurück; doch wurde nach geraumer Zeit ruchbar, daß diese Tätowierten im wahren Sinne des Wortes ihre Haut zu Markte getragen hatten. Sie selbst waren verstorben, ihre Haut gegerbt und zu irgend einem Überzug als Lampenschirm oder Handtasche verarbeitet. Ausgetanzt!

Der allgemeine Zweck eines Krankenhauses soll sein, den Kranken durch ärztliche Behandlung wieder zu ihrer Gesundheit zu verhelfen und ihnen ausreichende Verpflegung mit nachfolgender Schonung bis zur völligen Genesung zuteil werden zu lassen. Der Krankenbau des KZ war lediglich die Durchgangsstation für Tote und solche, die dem Tode geweiht waren. Die SS hatte nicht das geringste Interesse daran, Kranken die Gesundheit wieder zurückzugeben, im Gegenteil, ihr Zweck war die Ausmerzung der Kranken und Hilfsbedürftigen im Lager.

Wie schon erwähnt, war der „Klinker" als die berüchtigste Mordstätte Hauptlieferant der auf alle erdenklichen Arten ums Leben gebrachten Häftlinge. Es lassen sich nur Ausschnitte jeweils wiedergeben, weil es unmöglich ist, ausführliche Namensregister der Ermordeten im Rahmen dieses Buches aufzuführen. In der Zeit von Anfang Juli bis 18. August 1942 wurden 89 Häftlinge umgebracht, die unter der Anschuldigung interniert wurden, gegen den § 175 verstoßen zu haben.

Aus den vorliegenden Veränderungsmeldungen sei nachstehendes anschauliches Bild wiedergegeben. Stichtag: 31. 1. 1940 = Lagerstärke 12 187; davon waren im Laufe des Januar 702 Todesopfer zu verzeichnen. Unter den 2935 Toten von Dezember 1939 bis Mai 1940 befanden sich 16 % Juden. Nach Altersstufen = 1 % unter 20 Jahren, von 20—30 Jahren = 11 %, von 30—40 Jahren = 25 %, von 40—50 Jahren = 27½ %, von 50—60 Jahren = 24 %, über 60 Jahren = 11,6 %. Im Mai 1942 waren von 256 Toten allein 96 Juden, die in den Tod tanzten.

Zum Experimentieren nahm man vorzugsweise Juden. In R II (innere Krankheiten) waren elf Juden, alle noch im Knabenalter, untergebracht, um durch Injektion mit allen möglichen Giften deren Wirkungen auszuprobieren. Meist jeden zweiten Tag wurden die Jungen gespritzt, und zwar handelte es sich um sehr schmerzhafte Injektionen, die Fieber hervorriefen und die Opfer nötigten, Bettruhe zu nehmen. Bis zur Kapitulation befanden sich diese Unglücklichen noch im Krankenbau. Sie hatten die Häftlingsnummern 70 000 und folgende Nummern.

Von den im März 1940 eingelieferten Zugängen verstarben innerhalb eines Monats 53, davon waren einige nur wenige Tage im Lager; die Mehrzahl verstarb innerhalb 14 Tagen. Die Zahl der im Zeitraum vom 1. 8. 1940 bis 17. 3. 1941 Gehängten und Erschossenen betrug 58. In dieser Zahl waren einbegriffen 33 Polen, welche am 9. 11. 1940 auf Befehl des Chefs der Sicherheitspolizei und des SD im Industriehof erschossen wurden (Heydrich-Revanche-Aktion). Die Gehängten passierten den Leichenkeller des Krankenbaus, während die Erschossenen direkt zur Richtstätte im Industriehof gebracht wurden.

Die bekannten Verbrecher, Gebrüder Saß, wurden unter Umgehung des Lagers zum Richtplatz gebracht und dort am 13. 4. 1940 erschossen. Der aus dem Sensationsprozeß bekannte Leo Sklarek wurde am 22. 5. 1942 abends nach dem Appell erschossen. Am 20. 10. 1942 wurden 30 ukrainische Zivilarbeiter, die wegen Körperschwäche arbeitsunfähig waren, kurzerhand umgelegt. Am gleichen Tage wurde der frühere SPD-Angehörige Otto Schmidt (13 514) gehängt, nachdem er drei Jahre im Dunkelarrest des Zellenbaus zugebracht hatte. Über seine „hellseherische Gabe" ist schon in einem Vorkapitel berichtet worden.

Unendlich groß war die Zahl jener Häftlinge, die durch Mißhandlungen in den Tod getrieben wurden. Entweder nahmen sich diese KZ-Opfer das Leben durch Erhängen oder Ertrinken im Kanal beim „Klinker". Gleichfalls suchten viele den Tod, indem sie in den Starkstrom liefen. Waren sie nicht sofort tot, so wurden sie durch Schüsse vom Wachtturm aus getötet. In einem Fall erschoß sich (11. 2. 1942) ein Häftling in der SS-Garage mit einer SS-Dienstpistole. Die Kugel durchschlug beide Schläfen und die Holzwand der Baracke, wo sie im Nebenraum einen am Schreibtisch sitzenden SS-Rottenführer durch Herzschuß tötete.

Der Krankenbau hatte zwei Aufgaben für die SS, eine repräsentative den besuchenden Kommissionen gegenüber und die der Liquidierung der Kranken. Wie schon in einem Vorkapitel ausgeführt, herrschte in den Baracken R I und R II eine nahezu mustergültige Ordnung und Sauberkeit. Auch die Behandlung der Kranken hinsichtlich Operation und Pflege war anerkennenswert, nicht zum wenigsten durch die Mitwirkung des aus Häftlingen zusammengesetzten Pflegepersonals und der später hinzugezogenen Häftlingsärzte, unter denen sich hervorragende Spezialisten, Chirurgen und Internisten befanden. Hier sei besonders des norwegischen Arztes Svend Oftedal gedacht, der dem Krankenblock monatelang vorstand und mit den von

Skandinavien beschafften Medikamenten half, um Kameraden zu retten. Für die Tbc-Abteilung hatte man sogar längere Zeit einen holländischen Arzt Dr. Jahn als Spezialisten herangezogen.

Die Kehrseite des Krankenbaus war furchtbar, so daß man mit Schillers Worten im „Taucher" sagen konnte: „Und der Mensch versuche die Götter nicht und begehre nimmer und und nimmer zu schauen, was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen". Mit der Vergrößerung der Belegschaft und der infolge Mißhandlung, Hunger und Kälte rapide ansteigenden Krankheitsziffer, erwies sich der bisherige, aus zwei Baracken bestehende Krankenbau, als völlig unzureichend. Es wurden vier Wohnbaracken für die Kranken, die meist alle Todeskandidaten waren, hinzugenommen und zudem noch eine weitere Baracke im Krankenbaugelände neu errichtet. Des weiteren wurde in der Isolierung bei den Russen noch ein Barackenflügel für Kranke eingerichtet, der Leute wegen, d. h. um auch den Besuchern sagen zu können, welcher Fürsorge sich die Kriegsgefangenen erfreuen durften.

Bei einer durchschnittlichen Lagerbelegschaft von 15 600 Häftlingen in der Zeit von Mitte September bis Mitte Dezember 1942 zählte der Krankenbau einen Tagesbestand von ca. 1000 Kranken. Davon starben in den angeführten drei Monaten 1229 an folgenden Ursachen: Ruhr 552, Körperschwäche 242, Pneumonie 164, Tbc 95, allgemeine Infektion 85, Herzkompensation 25, Pleuritis 23, Magengeschwüre 6, Peritunitis 5, Ileus 4, Lungenabseß 3, Vergiftung 4, gewaltsamer Tod (auf der Flucht erschossen, Selbstmörder usw.) 21, zusammen 1229.

Hierbei sei eingeschaltet, daß die Todesursachen auf den Totenscheinen in den überwiegenden Fällen wissentlich falsch angegeben waren, um zu verschweigen, daß die Opfer durch gewaltsamen Tod wie Erschlagen, Ertränken, Gift usw. ums Leben gebracht wurden. Später erfand man für die gewaltsam ums Leben Gebrachten einen gemeinsamen Namen als Todesursache: Kreislaufstörungen, wobei zu bemerken ist, daß der Tod stets durch Kreislaufstörungen bedingt ist. Immerhin hörte sich die Sache besser an, wenn die Angehörigen diese tröstliche Mitteilung erhielten.

Nachdem im Frühjahr 1942 einige tausende Invaliden usw. in die größeren Vernichtungslager Dachau, Gr. Roosen und Auschwitz abtransportiert waren, senkte sich die Zahl der Lagerinsassen auf 9503, wovon am 30. 4. 1942 an Ganzinvaliden 329 gezählt wurden, Halbinvaliden, Schonungskranke und Alte oder Gebrechliche 315. In den Jahren 1940 bis 1942 sind im Revier 395 § 175er „verstorben", d. h. umgebracht worden. Mit den im „Klinker" Ermordeten ergab sich bis April eine Gesamtzahl von über 600 getöteten § 175ern. Was nach diesem Zeitpunkt bis zur Kapitulation noch von diesen bedauernswerten Geschöpfen lebend im Lager war, ist kaum erwähnenswert; es läßt sich mit Fug und Recht behaupten, daß man die § 175er restlos vernichtet hat.

Zu jener Zeit, als Sachsenhausen noch nicht das große Menschenschlachthaus mit den vier Verbrennungsöfen besaß, wurden die sog. „Muselmänner", d. h. jene Körperschwachen

und Unterernährten, die nur noch lebenden Leichnamen oder Skeletten glichen, in die Vernichtungslager verfrachtet. Bei einer im Laufe des Jahres 1940 gehaltenen Auslese kamen allein 4000 dieser Muselmänner nach Dachau im Austausch gegen 2600—3000 Arbeitsfähige, die in kurzer Zeit hier wieder den Grad der Muselmänner erreichten.

Bei den an Körperschwäche Verstorbenen oder richtiger gesagt, den Verhungerten, las man stereotyp auf dem Totenschein: „Die Aufnahmeuntersuchung ergab einen sehr reduzierten Allgemeinzustand. Trotz reichlicher Gaben von Digitalis usw. nahm die Herztätigkeit rapide ab und der Exitus trat um . . . Uhr ein." Der Richtigkeit halber sei auch hier bemerkt, daß in den meisten Fällen bei den Muselmännern überhaupt keine Aufnahmeuntersuchungen vorgenommen wurden. Der Lagerarzt oder sein Vertreter, der SS-Stabsscharführer, ein Sanitäter, schritt im Eilmarsch die Reihe der aufgestellten Totentanzkandidaten im Krankenhof oder im Gang des R I ab und sah kaum diese Elendsgestalten, die zum Teil schon zusammengebrochen am Boden hockten oder lagen.

Von den im September 1941 ins Lager gebrachten russischen Kriegsgefangenen war schon die Rede und insbesondere wurde geschildert, in welch verhungertem Zustand sie ankamen. Nach ihren eigenen Aussagen hatte man sie in Wälder zusammengetrieben, die von Stacheldraht umzäunt waren. Da sie keinerlei Verpflegung erhielten, mußten sie sich von Baumrinden, Kräutern und Wurzeln nähren, wodurch schon die Unmasse der Ärmsten zu Tode ging. Die Zahl der an Hunger-Ödeme Leidenden war unübersehbar. Mehr als die Hälfte eines Transportes kam mit aufgeschwemmtem Körper, aufgedunsenem Gesicht, die Augen zugequollen, von Kameraden geführt, ins Lager. Aus den Augen, die nur noch durch einen Schlitz angedeutet waren, floß der Eiter. Erschütternde Anblicke boten sich den Häftlingen im Lager dar. Fast keiner der Hungerleidenden lebte länger als zwei Tage. Nichtsehend, blind stolperte der eine über den andern und fiel zu Boden, wo er sich hilferufend vor Hunger und Schmerzen wand und verendete — ein weiteres Bild des Totentanzes.

Ein anderes Bild soll gezeigt werden. In der Baracke 7, welche in den ersten Jahren die Effekten der Häftlinge barg, wurde ein Einbruch entdeckt und der Einbrecher noch in der Baracke vermutet. Die SS fand den Einbrecher in einem Luftschacht und feuerte mehrfach auf den Luftschacht. Nachdem dieser entfernt war, kam der Schwerverletzte zum Vorschein und torkelte noch einige Schritte. Weitere Schüsse legten ihn um und die SS warf den noch lebenden Schwerverletzten vom Dach herunter. Auf dem Wege zum Krankenbau, wohin man ihn schleifte, verstarb er. Die zum Appell angetretenen Häftlinge sahen, wie die Beinbewegungen des Sterbenden nachgelassen haben. Er war in den Tod getanzt.

Schwerkranke, selbst solche, die mit Infektionskrankheiten behaftet waren, wurden über den Appellplatz zum Krankenbau geschleift. Wenn das Leben entwichen war, ließ man die Leichen auf Geheiß der SS liegen, bis der Leichenkarren sie abholte.

Mit sterbenden Menschen wurde verfahren, wie mit verendetem Vieh, das zum Schindanger gebracht wurde. Wer als Schwerkranker noch lebend die Aufnahmebaracke erreichte, doch für ihn kein Platz vorhanden war, wurde als Infektionskranker zu den übrigen Kranken gelegt, wodurch sich das zeitweilig rapide Ansteigen der Infektionskranken im Lager erklärte.

Neue Gifte wurden auf ihre Wirkung ausprobiert an Tbc-Kranken, zumeist Russen und andere Gefangene aus dem Osten oder vom Balkan. Die Opfer warteten in der Ambulanz in R I und werden einzeln zum Verbandsraum im R II hinübergeführt, auch Syphiliskranke waren darunter, die man über den Krankenhof in der charakteristischen Gangart hinüberführen sah.

Im R II walteten der Stabsscharführer Ullmann und der derzeitige Vorarbeiter des Krankenbaus, der BVer Thierhoff, ihres Amtes mit der Giftspritze. Das Opfer zuckte nach Erhalt der Injektion, verdrehte die Augen und hatte ausgelitten. Die Leichenkarre wartete schon vor der Tür, um das Opfer zum Leichenkeller zu bringen. Zwischen dem Raum mit den Giftspritzmördern und dem Leichenkeller war mit fünf Minuten Zwischenraum ein Pendelverkehr für den Leichenkarren eingerichtet worden.

Mit Giftampullen und Spritzen ausgerüstet, zogen die Giftmörder von Baracke zu Baracke oft tagelang, sich neue Opfer suchend, die in wenigen Minuten vom Leben zum Tode befördert wurden. Wenn die Kranken diese inzwischen bekannt gewordenen Giftmörder sahen, so versuchten sie aus den Lagerstätten zu entkommen, selbst solche, die sich kaum noch auf den Beinen halten konnten, — es war die Flucht vor dem sicheren Tod. Totentänze am laufenden Band im KZ.

Einige Ziffern mögen auch hier wiederum illustrieren, wie stark sich zeitweilig der Bestand der Revierkranken im Verhältnis zur Lagerstärke verhielt: er schwankte zwischen 1000 und 1500. Am 22. 2. 1942 waren es 1250, am 17. 4. 1942 hingegen nur 889. Die Lagerstärke betrug an diesem Tage 9034, wovon 2118 Häftlinge in Abzug kamen, die sich als kommandiert außerhalb des Lagers befanden. Von dem Effektivbestand 6916 befanden sich mithin 12,85 % im Krankenbau. Am 18. 3. 1943 war die Zahl der Kranken auf 1500 gestiegen. Hinzu kamen die ambulant behandelten Kranken, welche sich wegen Platzmangel in den Wohnbaracken befanden. Während der Typhus-Epidemie 1941/42 starben von etwa 200 ins Revier gekommenen Russen innerhalb 14 Tagen 51 an Typhus und Fleckfieber.

Infolge der mehrfachen Überbelegung des Lagers und der unhygienischen Zustände war die Zahl der Verlausten und Krätzekranken ins Ungeheure gestiegen. Laut Auszug aus den geführten Statistiken zählte man im Lager während des Monats Januar 1941 1628 Verlauste und 1384 Krätzefälle; im Februar 1404 Verlauste und 1286 Krätzekranke, im März waren es 1894 Verlauste und 1258 Krätzekranke.

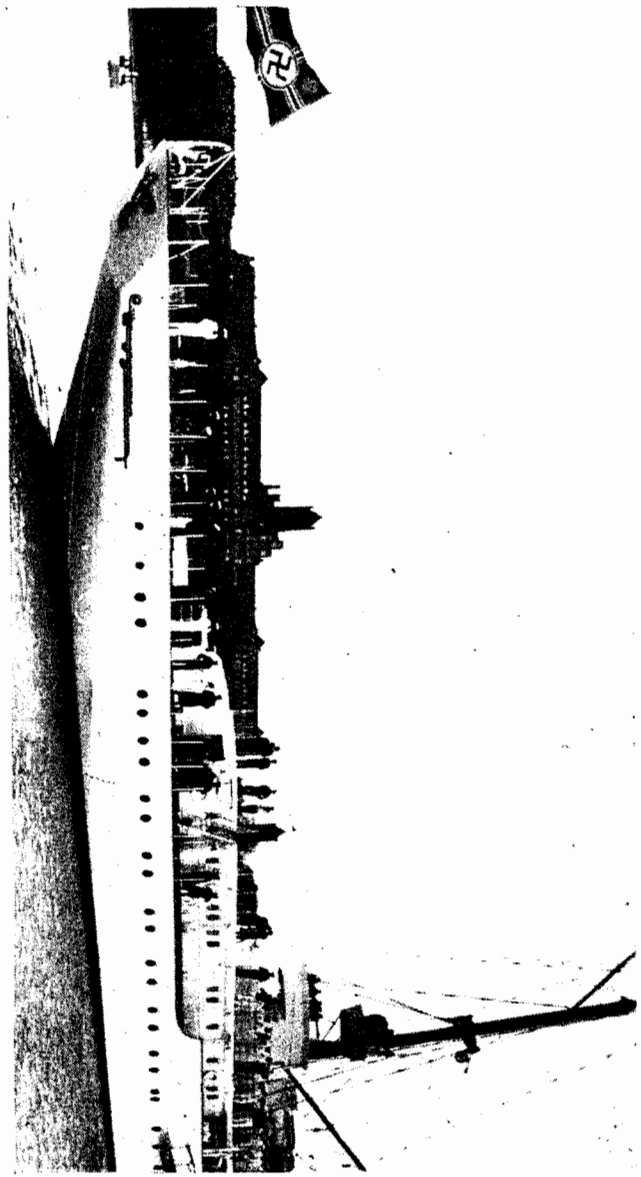
Ein Jahr darauf, also 1942, stieg die Zahl der Verlausten von Januar mit 3461 und Februar mit 2410 auf 7355 im August, um dann im Oktober auf 5888 abzusinken. Die Zahl der Krätzekranken bewegte sich im genannten Zeitraum von 50 bis 502, um dann im Herbst wieder auf 131 bzw. 175 zurückzugehen. Es sei hier eingeschaltet, daß von den eingelieferten russischen Zivilarbeitern etwa neun Zehntel völlig verlaust waren. Aus Furcht, selbst verlaust zu werden, führte die Lagerführung eine Großaktion in den Räumen der Entlausung durch, wozu etwa RM 75 000 für das Entlausungsmittel „Kuprex" (4,80 pro Liter) ausgegeben wurden.

Im Krankenbau wurde in den letzten Jahren auch die Behandlung der weiblichen Häftlinge aus den umliegenden Nebenlägern in Oranienburg (Auer usw.) vorgenommen, weil dort keine Möglichkeit einer ärztlichen Betreuung bestand. Hier die gleichen Bilder der eintreffenden Kranken, wie bei den Männern. Skelette in dünnen fadenscheinigen Kleidern, barfuß in Holzschuhen, gestützt durch Pflegerinnen, wankten die dem Tode geweihten Opfer über den Appellplatz zum Krankenbau. Totentanz der Frauen!

Wer nicht mehr gehen konnte, wurde mit der Karre ins Lager gebracht, auf Schubkarren und zweirädrigen Arbeitskarren, ohne irgendwelche Unterlagen ging der Transport der Schwerkranken vor sich. Gehfähige weibliche Kranke, die zur ambulanten Behandlung in die Zahnstation, zum Verbinden oder Augen- und Ohrenbehandlung mußten, versahen den Dienst als Karrenschieber.

Ohne Rücksicht auf die Witterung ging der Transport vor sich; es gab bei schlechtem Wetter und im Winter keine Decken. Durchnäßt und durchgefroren kamen die oftmals fieberkranken Frauen im Krankenbau an. Daß manche der Schwerkranken schon auf dem Transport starben, sei auch hier nur bemerkt. Man bedenke: Lungenkranke mit hohem Fieber bei 20 Grad Kälte auf einer offenen Karre ohne Decken und in dürftigster Bekleidung bedeutete schon im Voraus den sicheren Tod, der von der Lagerleitung gewollt war.

Die ständige Überbelegung des Krankenbaus führte dazu, daß der größte Teil Kranker noch vor ihrer Gesundung wieder in den Wohnblock entlassen werden mußte. So sah man diese Leidensgestalten an Blockwänden entlangtasten als lebende Skelette, die nur noch durch die dürftige Kleidung zusammengehalten wurden. Mühsam hoben diese Elendsgestalten die unteren Extremitäten und streckten sie vorwärts, oder mußten sich rückwärts und seitwärts stützen. Wo die Kräfte nicht ausreichten, und dieses traf bei vielen der Zwangsgesunden zu, brachen sie unterwegs zusammen — Totentanz auf dem Wege zur vermeintlichen Gesundung. Alles in allem: Totentanzbilder aus dem Konzentrationslager, die an Realistik die Totentanzbilder überboten, welche als Kunstschöpfungen in Straßburg, Bonn, Konstanz, Luzern, Dresden, Lübeck, Basel, Freiburg usw. bekannt sind.



Die „Grille" mit Adolf Hitler an Bord vor Mürwik ankernd (1938)

22. Kapitel

Sollte das deutsche Volk an dieser Aufgabe zerbrechen, ich würde ihm keine Träne nachweinen — es hätte das Schicksal, das es verdient.

Hitler, Weihnachten 1944 (angesichts des kommenden Zusammenbruchs).

Chaos

Tag und Nacht heulten unablässig die Sirenen, Tod und Verderben kündend. Auch das KZ kannte die Sirenenwarnrufe, die von Oranienburg und weiterer Umgegend ins Lager hinüberschallten. Wir sahen die Bombenflugzeuge in Myraden über uns hinwegziehen: Richtung Berlin, um dort ihre todbringenden Ladungen abzuwerfen. Auf den überflogenen Strekken leuchteten die hohen Feuergarben auf, und die nachfolgenden Explosionen kündeten, wo der Tod furchtbare Ernte hielt.

Der Luftschutz des Lagers trat automatisch in Funktion, und rein mechanisch wurde der Dienst von den Häftlingen getan. Es gab keine Aufregung. Was konnte ihnen noch groß passieren, ihnen, denen täglich der Tod durch die SS-Verbrecher drohte. Die Lagerinsassen fürchteten nicht so sehr um ihr Leben wie die Lagerführung. Die tapferen „Führer", denen die Kommandantur nicht hinreichend Schutz zu bieten schien, weil die gut gezielten Bomben auch eben außerhalb des Lagers ganze Arbeit machten, sie flüchteten mit ihren SS-Mätressen ins Lager zu den Häftlingen, wo sie ihre geschützten Unterstände bezogen.

Warum? Es war bekannt, daß das KZ für die Alliierten Tabu war, eine Stätte, die nicht von ihnen angegriffen wurde. Sie wußten hier die Opfer der SS zusammengepfercht aus allen Ländern und Nationen. Diese Unglücklichen schützten die alliierten Flieger; vorher warfen bereits die Erkundungsflugzeuge Leuchtkugeln in der Umgebung des Lagers ab, damit die nachfolgenden Bomber das bezeichnete Lager-Dreieck nicht mit der todbringenden Last belegten.

Mit zunehmender Verschlechterung der Kriegslage steigerte sich auch im Lager die Nervosität der SS-Lagerführung und der SS-Wachtmannschaften; sie schienen kein Vertrauen mehr zu den allabendlichen Versicherungen Goebbels über den bevorstehenden Endsieg und die neuen Waffen zu haben, wenn auch sie bei Gesprächen mit den Häftlingen fest behaupteten, daß die sagenhaften neuen Waffen unbedingt den Endsieg in kurzer Zeit bringen würden.

Das Bild im Lager änderte sich schlagartig — wie die Nazis sich immer so nett auszudrücken pflegten —, als bei den Abendmeldungen am 6. Juni 1944 so nebenbei durch den Lautsprecher bekannt gegeben wurde, daß in der Seinebucht die Truppen der Alliierten gelandet seien. Na, hieß es, sie hätten nur einen Brückenkopf besetzt; der unüberwindliche Atlantikwall und der „Führer" würden diesem Spuck schon ein Ende machen. Für uns Schutzhäftlinge, die mit klarem Sinn alles bisherige auf dem Gebiet der Goebbelsschwafelei und die Mißerfolge der Hitlerschen Kriegsführung erkannten, wurde es nunmehr zur Gewißheit, daß der Tag nicht mehr fern sein konnte, der uns die Befreiung bringen würde. Jetzt hieß es, nur Ruhe und klaren Kopf bewahren.

Mit sichtbarem Interesse verfolgten die deutschen sowohl als die ausländischen Politischen im Lager die im Eiltempo vor sich gehenden Bewegungen der Alliierten, sowohl im Westen als auch im Osten. Man fragte sich, wann wird Hitler endlich das Spiel als verloren aufgeben und die Segel streichen?

Wie eine Bombe platzte am 20. Juli 1944 die Nachricht ins Lager von dem mißglückten Attentat auf Hitler. Was wird man nun mit den Lagerinsassen machen, insbesondere mit den Politischen, an deren Beseitigung den Nazis in erster Linie lag. Wird man eine Großaktion starten lassen, ein Blutbad größten Ausmaßes anrichten und die Politischen nach den bisher bekannten Mustern massakrieren? Wir wurden förmlich auf die Folter gespannt und mußten damit rechnen, daß schon in der kommenden Nacht ein Teil der Politischen, Deutsche wie Ausländer, aus den Betten geholt und zum Erschießen in den Industriehof gebracht würden.

Einstweilen geschah hier nichts. Aber im Lande war es lebhaft geworden. Dort stieg eine neue Aktion, „Gewitter", wie auch sehr bald im Lager bekannt wurde. In großer Zahl wurden alte Politische, Angehörige der sozialdemokratischen und kommunistischen Partei, ins Lager gebracht, zumeist frühere Mitglieder gesetzgebender Körperschaften. So landete eines Tages auch der frühere Oberpräsident von Schlesien, Hermann Lüdemann, bei uns, jedoch in einem derartigen körperlichen Zustand, der befürchten ließ, daß er die kommenden Tage nicht überleben würde. Jahrelang hatte man ihn durch die Gefängnisse und Konzentrationsläger geschleppt. Hier traf ich ihn wieder als menschliche Ruine; Karl Vollmerhaus vom Arbeitseinsatz kam mit ihm zu mir. Wie allen politischen Freunden geholfen wurde, so wurde auch ihm Hilfe und Pflege zuteil, damit er zu Kräften kam und bei der Evakuierung mit uns zusammen das Lager verlassen konnte.

Man brachte die „Gewitter"-Leute mit dem Attentat auf Hitler in Zusammenhang und füllte mit ihnen die KZ-Läger zum Bersten. Neben diesen Angehörigen der Linksparteien kamen scharenweise Angehörige aller Parteien und auch Unpolitische ins Lager, weil man ihnen nachsagte, sie hätten ihr Bedauern über das Mißlingen des Attentates auf Hitler zum Ausdruck gebracht.

Doch nicht nur das KZ innerhalb der Mauern füllte sich nach dem 20. Juli, nein, auch der Industriehof. Zu ihm wurden täglich, auch in der Nacht, zu Hunderten jene Personen geführt, die im Verdacht standen, von dem Attentat etwas zu wissen oder sich in einer Weise geäußert hatten, die auf Sympathie für die Attentäter schließen ließ. Die SS-Verbrecher hatten große Tage; zu Hunderten wurden diese Unglücklichen und Unschuldigen erschossen, ohne daß jemand deren Namen erfahren konnte. Die Schlote der Verbrennungsöfen im Krematorium rauchten Tag und Nacht, um die Ermordeten zu beseitigen.

Das schon längst überfüllte Lager wurde durch die neuen Zugänge derart weiter belegt, daß in den Baracken die Betten zu vieren übereinander standen; jedes Bett wurde mit zwei Mann belegt. Selbst die täglichen Aufenthaltsräume und Arbeitsplätze dienten als Schlafplatz. Mit der Verschlechterung der Unterbringung kam die Verringerung und qualitative Beschaffenheit der Verpflegung.

Die ohnehin schon sehr kalorienarmen Kohl- und Wurzel- bzw. Rübensuppen wurden zu ausgesprochenen Wassersuppen. Die Brotrationen, welche bisher 375 g pro Mann und Tag betrugen, wurden bis Ende 1944 auf 300 g und bis April 1945 auf 200 g reduziert. Die Portionen (Margarine, Marmelade, Wurst oder Käse) sanken gleichfalls um mehr als die Hälfte. Der Gesundheitszustand der Lagerinsassen verschlechterte sich infolge dieser verknappten Rationen außerordentlich, namentlich traten schwere Nierenerkrankungen auf; die geschwollenen Glieder, der Leib der Kranken bewiesen die Ansammlung von Wasser, welches die Nieren nicht auszuscheiden vermochten.

Wie bedrohlich die Lage in Berlin geworden war, bewies am deutlichsten die Tatsache, daß bei der Verknappung aller Haushaltsgüter die Diebstähle und Räubereien einen ungeahnten Umfang annahmen. Not kennt kein Gebot, und der Hunger treibt die Menschen zu Taten, zu denen sie sonst unter normalen Verhältnissen nicht fähig wären. Die Polizei konnte sich der Überfälle nicht mehr erwehren oder war auch nicht willens weiter mitzumachen, die Hungernden niederzuschlagen, weil sie selbst Hunger litt. Es folgten Sonderaktionen des SD. Massenverhaftungen aller derjenigen, welche mit Recht gegen die Hungerrationen und den Hunger überhaupt rebellierten.

Kolonnenweise brachte man die Hungernden ins KZ, zum größten Teil junge Burschen, kaum der Schule entwachsen. Zerlumpt, ausgemergelt kamen sie ins Lager unter einer Bezeichnung: Terroristen. Mit einem schwarzen Kreuz auf der Stirn wurden sie gezeichnet und zunächst wie das Vieh in eine Baracke der Isolierung getrieben, wo kaum Platz zum

Stehen, geschweige zum Liegen war. Was nicht in die Baracken hinein ging, blieb draußen liegen, doch nicht lange. Die SS trieb sie in Gruppen von fünfzig Opfern zum Tore hinaus in das Menschenschlachthaus, wo sie durch Gas ein sehr schnelles Ende fanden. Oftmals blieben die hier zusammen getriebenen „Terroristen" keine Stunde im Lager, denn sobald die Gaskammern von den vorherigen Opfern geräumt waren, kamen die Neuankommenden wieder hinein. Wochenlang hat dieses Hinschlachten der hungernden Jugend gedauert, das nach außen hin als Aktion gegen die „Terroristen" bekannt gegeben wurde. Nur wir Eingeweihten erfuhren den wahren Sachverhalt.

Mit der Bekleidung der Häftlinge sah es sehr schlecht aus. Oft wurde wochenlang keine Unterwäsche ausgegeben, weil einfach nichts vorhanden war. Das Ungeziefer vermehrte sich rasend und die Verlausung erreichte bisher nicht gekannte Rekordziffern.

Die Abfallhaufen und Dungstätten wurden von den Hungernden aufgesucht und nach noch irgendwie genießbaren Dingen durchwühlt. Die dort genossenen verdorbenen Sachen brachten massenhaft Krankheiten und Tod in die Reihen der Häftlinge. Nichts tat die Lagerführung, um durch Zuteilung ausreichender Verpflegung diesen Übelständen zu steuern. In dem Führerheim, wo die SS verpflegt wurde, nahmen die Schwelgereien kein Ende. Dort war alles vorhanden, von den erlesensten Delikatessen bis zu den ausgesuchtesten Likören, Weinen und Weibern.

Neben den Todesopfern, die Hunger und Kälte täglich forderten, rangierten jene, die durch Gift oder Gaskammer umgebracht wurden, nicht zu reden von jenen, die gehängt, erschossen und zu Tode gemartert wurden. Innerhalb der Mauer, jedoch vom Lager durch den Stacheldraht getrennt, wurden Maschinengewehrnester und Flammenwerfer eingebaut und mit SS-Posten, zumeist Fremdsprachigen (Rumänen) besetzt, so daß die Vermutung nahe lag, eines Tages das Lager konzentrisch unter Feuer zu nehmen und die gesamte Lagerstärke durch ein Blutbad zu liquidieren.

In den Kreisen der Politischen rechnete man mit der Möglichkeit, daß SS-Flieger das Lager mit Bomben belegen würden, um dann durch Presse und Rundfunk der Weltöffentlichkeit glaubhaft zu machen, die Alliierten hätten diese grauenhafte Massentötung begangen. Wider Erwarten geschah nichts, und dennoch quälte uns ein Gefühl des Unsicheren und Unbehagens. „Was wird man mit uns machen — läßt man uns lebendig heraus?" war die immer wieder aufgeworfene bange Frage; doch kannten wir keine Verzweiflung. Mochte kommen, was kommt — wir würden uns schon zu wehren verstehen wissen, wenn es hart auf hart gehen sollte. Fest entschlossen waren wir, unser Leben so teuer als möglich zu verkaufen. Letzten Endes waren auch wir nicht waffenlos.

Es bereitete keine Schwierigkeit, den elektrisch geladenen Draht mit darauf geworfenen Bohlen und Barackenwänden zu zerreißen, um dann die Mauerplatten des Lagers zu durchstoßen. Die Wachtposten in den Türmen konnte man ausräuchern durch die in Brand gesteckten Strohsäcke aus den Schlafsälen. Desgleichen stand uns Karbid und eine Reihe weiterer brennbarer und ätzender Stoffe zur Verfügung. Alles war beizeiten aus den Lägern des Industriehofes requiriert worden.

Der Hunger wurde stärker; ständig kamen die drei- bis fünfjährigen Kinder zu den Häftlingen in die Baracken, um etwas Brot zu erhaschen. Von den kärglichen Rationen, welche diese erhielten, gaben sie den Kleinen noch etwas ab. Mit der Bekleidung für Frauen und Kinder sah es mehr als trostlos aus, denn für sie war so gut wie nichts in der Effektenkammer vorhanden. Während des Winters erfroren die Jüngsten scharenweise, ohne daß die Lagerführung davon irgend welche Notiz nahm.

Weihnachten 1944 rückte heran; es wurde im Lager orakelt, ob man wohl noch bis zum Fest die Freiheit sehen würde. Nein, es wurde nichts mit der Befreiung, obwohl die Kriegslage sich für die zurückflutenden deutschen Heere katastrophal gestaltete. Mit größtem Interesse wurden die Stellungen der Alliierten auf den Kriegskarten sowohl im Westen als auch im Osten verfolgt. Es ging vorwärts — von unserm Standpunkt aus gesehen, und ein befriedigendes Lächeln lag auf den Gesichtern unserer politischen Kameraden.

Die russische Front, welche seit langem scheinbar zum Stillstand gekommen war, erhielt neuen Auftrieb; die Nazipresse frohlockte und tröstete, daß die herangezogenen Reserven die Russen sehr bald zurücktreiben würden. Es konnte nichts passieren, denn in Ostpreußen wurde der Volkssturm vom Greis bis zum Schuljungen aufgeboten, um an der Grenze Gräben auszuwerfen, in denen die russischen Panzer versinken sollten. Die Führung lag bei den spatenbewaffneten Professoren der Königsberger Universität. Da konnte eigentlich nichts mehr schief gehen.

Mitte Januar brachen die Russen mit elementarer Kraft nach Westen durch die deutschen Linien und umzingelten ganze Armeen. Durch vertrauliche Nachrichten wurde bekannt, daß mit dem weiteren Vorwärtsdrängen der Russen der Feind im Lande, d. h. die Russen und die Politischen, vor allem die bekannten Prominenten unter ihnen, in Massen umgelegt werden sollten. Die Nervosität steigerte sich von Tag zu Tag.

Eine neue Nachricht, ein neuer Befehl wurde bekannt gegeben: Alle nicht marschfähigen und invaliden Häftlinge sollten registriert werden, um in den nächsten Tagen mit Zügen nach dem Westen in ein größeres Lager transportiert zu werden, wo es ganz „prima" sei. Der Name des Lagers wurde nicht bekannt gegeben. Die in der Effektenkammer beschäftigten Häftlinge mußten die Kleidung der Häftlinge verladen, und sie selbst fuhren in den Waggons mit. Dadurch wurde bekannt, daß der Transport nach Bergen-Belsen in der Gegend von Celle (Hannover) geleitet würde. Niemand kannte das Lager, doch die SS-Blockführer hatten Auftrag erhalten, die Zustände dort in den rosigsten Farben zu schildern. Zwei bis

drei Tage sollte die Fahrt dauern. Jeder bekam Brot, Margarine und Wurst mit als Marschverpflegung, dazu ein Kochgeschirr und zwei wollene Decken. Das alles ließ sich augenscheinlich gut an.

Doch die alten Lagerhasen kannten den Schwindel nur zu gut. Für sie stand fest, daß alles nur Tarnung war, und daß den Abtransportierten ein gleiches Schicksal beschieden sein würde wie allen denen, die vorher schon in die vorgegaukelten Sanatorien auf den Weg gebracht waren und in den Gaskammern endeten. Über 21 000 machten die Reise nach Bergen-Belsen mit, darunter auch solche, denen man geraten hatte, sich zu „drücken". Sie glaubten nicht an das von vielen Eingeweihten vorausgeahnte furchtbare Schicksal, welches ihnen in Bergen-Belsen bevorstand.

Der Sprachlehrer Professor Johannes Verweyen aus Bonn glaubte, man würde seiner dort bedürfen und ging daher mit — in den Tod. Zwangsmäßig wurden u. a. zwei der besten Kameraden mit verladen, der Norweger Carsten Ösebö und Klemens Högg (sozialdemokratischer Landtagsabgeordneter aus Augsburg). Viele weitere bester Kameraden wurden zu dieser Todesfahrt gezwungen.

Weitere Transporte gingen nach Mauthausen und Flossenburg. Man mußte Platz im überfüllten Lager schaffen, denn vom Osten kamen die Insassen der dort gelegenen KZ in einem furchtbaren Zustande an. Tausende von ihnen waren schon verhungert und erfroren und teilweise ein Fraß für die nachfolgenden Wölfe aus Rußland und Polen geworden.

Von Ungarn langte ein Transport an, der ursprünglich 1800 Mann stark gewesen war; über 800 km hatten sie durch Schnee und Eis, zum Teil ohne Fußzeug, marschieren müssen. Kaum 200 erreichten das Ziel Sachsenhausen. Doch in welcher Verfassung waren diese Elendsgestalten, die über zwei Monate hatten tippeln müssen, angetrieben durch die sie begleitende bestialische SS, die jeden niederschlug, der nicht mehr vorwärts konnte. Es waren nur wenige dieser Opfer zu retten, sie starben dahin wie die Fliegen. Hände und Füße mußten vielen amputiert werden. Bei einigen Obduzierungen zeigte sich, daß die inneren Organe verkohlt waren. Das warme Essen im Lager hatte sie nicht mehr retten können. Schreckensbilder über Schreckensbilder.

Der 1. Februar 1945 ging zu Ende. Außer dem üblichen Alarm, der nach 23 Uhr abgeblasen wurde, hatte sich nichts ereignet. Nach Mitternacht wurden die Schläfer in den Baracken durch Schreie und Kommandos aufgeschreckt; Schüsse hallten über den Appellplatz. Die Mordgesellen der SS suchten bereits vornotierte Opfer heraus und trieben die Schlaftrunkenen mit Fußtritten und Kolbenstößen heraus auf den Appellplatz. Diese erkannten, daß es jetzt um ihr Leben ging, und ein Teil versuchte zu fliehen oder setzte sich zur Wehr. Zu spät! Die Kugeln der SS streckten sie nieder. Wie Vieh, das zur Schlachtbank getrieben wird, wurden sie zum Industriehof gebracht, wo wiederum noch einige in Todesverzweiflung Fluchtversuche machten, wobei sie sofort zusammengeschossen wurden.

Als der Morgen graute, zählten die Blockältesten in den ihnen anvertrauten Blocks nach, was fehlte. 178 beste Kameraden traten nicht mehr zum Appell an — „von der Lagerstärke abgesetzt" —, die SS hatte die Wehr- und Waffenlosen bestialisch ermordet. Die Schlote der Verbrennungsöfen zeugten von der verbrecherischen Tat an unseren Kameraden. Am ärgsten war in der SK „aufgeräumt" worden, aus der mehr als 30 Opfer, zumeist Ausländer, Luxemburger, Franzosen, Polen und Russen, von letzteren ein Teil Offiziere, auf der Schlachtbank geendet hatten.

Unter den Opfern dieser Bartholomäusnacht verzeichne ich die Namen nachstender Luxemburger: Polizei: Jaques Pixius-Luxemburg, Nicolas Schaack, Esch-Alzette; Gerdarmerie: Francois Spautz, Troisvierges, Ferdinand Nepper, Diekirch; Soldaten: Jean Boever-Hosingen, Mich Marc Bormann-Troisvierge, Jean Gaasch-Dudelange, Marcel Brimeyer-Burmerange, Jean Marc Herschbach-Echternach, Bapt Norbert Kaues-Schrondweiler, Anton Robert Lamboray-Machtum, Jean Ney-Strassen, J. P. Viktor Reuland-Dudelange, Emile Reding-Colmarberg, Math. Pierre Reisen-Dudelange, Nic. Ed. Schmitz-Diekirch, Antoine Schleich-Huldange, Camille Schaeler-Esch-Alzette, Paul Weydert-Beggen.

Von den Luxemburgern hatten Viktor Reuland und drei seiner Kameraden es fertig gebracht, den SS-Mördern die Pistolen zu entwinden und auf sie zu feuern. Doch erlagen sie der Übermacht. Ebenfalls setzten sich die zur Gaskammer getriebenen englischen Marineangehörigen unter dem Leutnant Jones Goodwin zur Wehr. Ihrer zwei wurden auf dem Industriehof erschossen; ein dritter, der durch ein eisenbeschlagenes Fenster in die Werkstatt geflüchtet war, wurde dort von der SS niedergeknallt. Die in der Nachtschicht arbeitenden Kameraden, darunter der Flensburger Wilhelm Thomsen (40 317), gaben mir am nächsten Morgen über die Schreckensszenen ausführlich Bericht. Zudem bewiesen auch die Blutlachen und der aufgewühlte Boden, was dort an Furchtbarem vor sich gegangen war.

Von den sieben britischen Marineangehörigen kam nur der Sergeant Alfred Roy mit dem Leben davon, weil er sich krankheitshalber im Revier befand. Die übrigen fünf britischen Kriegsgefangenen mit Leutnant Goodwin waren dem Massenmord zum Opfer gefallen. Sie hatten der Besatzung eines englischen Schnellbootes angehört, das an der norwegischen Küste auf einen Felsen aufgelaufen war. Auf ihrer Flucht wurden sie in Esbjerg (Dänemark) gefangen genommen und unter Protest des Leutnants Goodwin — welcher sich mit Recht auf die Genfer Konvention berief — ins KZ Sachsenhausen gebracht. Ihre ständige Berufung darauf, als Kriegsgefangene behandelt und in ein Kriegsgefangenenlager gebracht zu werden, beantwortete der Lagerführer Kolb damit, daß er die Einweisung in die SK verfügte und dem Vorarbeiter der „Schuhläufer", Jacob, auftrug, die Briten besonders schikanös zu behandeln; die Brutalität des Jacob war bekannt.

Die Führung der Mordaktion in der Nacht vom 1. zum 2. Februar 1945 hatten die bereits genannten SS-Lagerführer Untersturmführer Höhn, SS-Untersturmführer Rehn, Rapportführer Hauptscharführer Böhm und SS-Unterscharführer Hempel. Am Morgen des 2. Februar konnte man diese Mordgesellen in der Kommandantur noch in ihrer blutbesudelten Uniform herumstreichen sehen. Sie hatten einen „Ruhetag" erhalten, den sie dazu benutzten, sich im Führerheim gründlich unter Alkohol zu setzen, wobei sie nicht unterließen, sich ihrer nächtlichen „Heldentaten" zu rühmen.

In den nächsten Tagen trat eine gewisse Ruhe ein, die man jedoch nur als Ruhe vor dem Sturm werten konnte. Wann kam der nächste Schlag? Wann wird man die nächste Gruppe nächtlicherweise aus den Betten holen und morden? Es blieb bei dieser einen Großaktion. Scheinbar hatte die Stimme des Auslandes etwas beschwichtigend gewirkt, denn noch im Laufe des 2. Februar gab unser Geheimsender die Vorgänge zum Zwischensender außerhalb der Mauer, der die Nachrichten dann an die Auslandssender weiter vermittelte. So hörte es denn auch die Lagerleitung, und die SS-Führung neben allen Dienststellen im OKW. Man wird sich den Kopf zerbrochen haben, wer unter den SS-Leuten hier Verrat geübt hatte. Sie mochten tippen, wie sie wollten, weder Sender noch Funkpersonal kamen in Verdacht, weil man an einen Geheimsender auch nicht im entferntesten dachte.

Bald kam eine Nachricht, daß die Norweger und Dänen, die mit 2400 Häftlingen im Lager waren, durch Autos des schwedischen Roten Kreuzes abgeholt werden sollten. Man war skeptisch; denn derartige gute Nachrichten hatten zumeist einen dunklen Hintergrund. Doch nein, es war wirklich an dem. Eines Morgens trafen etwa zehn schwedische Rote Kreuz-Autos mit schwedischem Personal unter Führung des Grafen Folke Bernadotte, dem Präsidenten des schwedischen Roten Kreuzes, in Sachsenhausen ein. Sie nahmen an der Straße vor dem KZ die skandinavischen Kameraden auf, die zunächst erst eine warme Verpflegung vor Antritt der Reise erhielten.

Mit gemischten Gefühlen sah man diese Kameraden ziehen. Einerseits freuten wir uns, daß sie unter so guten Verhältnissen die Hölle Sachsenhausen verlassen durften; andererseits wurde ihr Scheiden bedauert. Gerade sie waren es gewesen, die während der letzten Jahre ihrer Haftzeit, solange sie Rote Kreuz-Pakete aus dem Norden erhielten, hungernde Kameraden aller Nationen damit versorgten und ihnen über die furchtbare Zeit der Not und Entbehrung hinweghalfen. Tausende verdanken ihnen Leben und Gesundheit, für alle Zeiten haben sie sich in den Herzen der KZ-Kameraden ein dankbares Andenken bewahrt. Als die letzten Autos nach den nordischen Gestaden abgefahren waren, trat wiederum eine kleine Pause der Entspannung ein.

Doch eine Ruhe im Lager gab es nicht; immer noch schwebte das Damoklesschwert über uns Politischen, weil wir sehr wohl wußten, daß man uns beseitigen wollte und vielleicht nur noch nicht wußte, welche Art des „von der Lagerstärke absetzten" erneut in Anwendung zu bringen sei. Die

Selektionen, d. h. das Aussuchen der Opfer für die Gaskammer nahm fast täglich, doch für die Mehrheit des Lagers unbemerkt, seinen Fortgang. Die Verbrennungsöfen spieen Tag und Nacht ihre übelstinkenden Rauchwolken über das Lager und deren Umgebung, stündlich kündend, daß das Morden am laufenden Band nicht die geringste Unterbrechung erfuhr. Es wurde auch nicht weiter zur Notiz genommen, daß täglich ein- bis zweimal Fliegeralarm war; daran hatten sich schon die Lagerinsassen mit der tröstlichen Versicherung gewöhnt, daß ihnen nichts von Seiten der alliierten Flieger geschehen würde.

Aber dennoch geschah etwas Neues. Man traute der SS nicht mehr, besonders der deutschen SS mißtraute man sehr und war höheren Orts nicht mehr der Meinung, daß sie beim Näherrücken der alliierten Heeresgruppen im Lager aushalten würde. Man traute ihr zu, daß sie „türmte", und dann die Häftlinge sich selbst überlassen werden müßten.

Es wurde daher eine neue Formation geschaffen: die Häftlingspolizei. Da man wohl schwerlich die Berufsverbrecher dazu heranziehen konnte, so wurden für diese Gruppe ausschließlich Politische genommen und zwar „Freiwillige", die, etwa 500 Mann stark, in beiden am Appellplatz liegenden Baracken 1 und 2 zusammengezogen wurden. Zum größten Teil handelte es sich um gediente Soldaten oder doch um Leute, die mit dem Gewehr umzugehen verstanden. So waren auch Jäger, ehemalige Fremdenlegionäre usw. darunter, mit denen sich reden ließ. Die Uniform war schon zur Stelle, nur Gewehre und Munition fehlten. Auch dieses alles sollte noch kommen. Die Führung der Häftlingspolizei oblag dem Blockältesten im Block 1, Arthur v. Lankisch-Hoernitz, kriegsversehrter Offizier des ersten Weltkrieges, alter Politischer und zuverlässiger Kamerad. Ich wurde sein Schreiber und Stellvertreter.

Bei den SS-Wachtmannschaften sah man fast täglich neue Gesichter. Es ging das Gerede, daß die durch Mord und Brutalität „stark belasteten" Blockführer — um allen Eventualitäten vorzubeugen — in andere Lager versetzt seien, wo man sie nicht kannte. Man ahnte mit Recht die Rache der Häftlinge bei einem „Umschwung", der durch das Näherrücken der alliierten Truppen ohne weiteres gegeben war. Zwar hatte u. a. der Lagerführer Kolb, ein Zyniker von Rang, häufig den politischen Kameraden gegenüber bemerkt: „Noch sind wir die Herren!" mit der Betonung des Wortes: Noch! Doch verspürte man in diesen Worten schon den Unterton der Unsicherheit, welche durch die katastrophale und militärische Lage gegeben war.

Keineswegs wollte sich die Lagerführung eine Blöße geben, die uns in der Mehrheit längst erkennbar war. Man sang auch noch prahlerisch: Heute gehört uns Deutschland und morgen die ganze Welt!, obwohl schon feststand, daß es in Kürze lauten würde: Heute gehört uns Deutschland und morgen der ganzen Welt!

Inzwischen wurde bekannt, daß tatsächlich ein großer Teil der Lager-SS zur Front einberufen war; auch die Namen von

gefallenen SS-Leuten aus dem Lager hörten wir aufatmend mit dem ehrlichen Bekenntnis: Gottseidank, daß dieser Schweinehund verreckt ist! Immer mehr SS-Wachtmannschaften kamen zur Front; Kanonenfutter wurde reichlich verbraucht. Als die SS nicht mehr ausreichte, wurde im KZ zu besonderen Maßnahmen gegriffen. Es wurden Freiwillige für die Wehrmacht und Waffen-SS gesucht. Man predigte tauben Ohren.

Wohl meldeten sich einige Freiwillige zur Wehrmacht, doch für die Waffen-SS bestand nicht die geringste Neigung. Mit dem sich „freiwillig melden" als Kanonenfutter war es nicht weit her. Es wurde daher zur Zwangsrekrutierung gegriffen. Zuerst kamen die BVer und Asozialen an die Reihe; ihnen folgten die Zigeuner. Für die sog. Partisanen-Gruppen genossen die Wildschützen den Vorzug, von denen nicht wenige im Lager waren. Österreich — jetzt Ostmark genannt — stellte ein nicht unbeträchtliches Kontingent der Wildschützen, die den Gamsbock als vorzügliches Wildpret schätzten. In die Kategorie Wildschützen wurden auch die Sportfischer ohne Angelkarte eingereiht. Daß sie noch kein Gewehr in Händen gehabt hatten, war völlig unerheblich. Der träumerische Angelrutenbesitzer wurde umgeschult zum Scharfschützen mit dem Schießprügel zum „Garanten für den Endsieg".

Immer noch wuchs der Bedarf an Soldaten, die den in der Agonie liegenden Hitlerstaat retten sollten. Zum letzten griff man im KZ — die wehrfähigen Politischen wurden zwangsrekrutiert, jene Leute, die es als ihre höchste Aufgabe betrachtet hatten, den Nationalsozialismus zu bekämpfen — sie sollten ihn gegen unsere Befreier, die Alliierten verteidigen! Mit dem Einsatz der Politischen haben die Nazis wenig Freude gehabt, denn bis zur frontmäßigen Ausbildung, war — nach Adam Riese — keine Front mehr vorhanden.

Die Lagerleitung zeigte zeitweilig ein joviales Gesicht, doch diesem konnte man nie trauen. Die langjährige Erfahrung hatte alle eines besseren belehrt, der Januskopf der SS-Führung war nur zur Genüge bekannt. Man hatte allen Grund zum Mißtrauen; die Posten, welche bisher von prominenten Politischen eingenommen waren, wurden mit Asos und BVern besetzt, so der Arbeitseinsatz mit dem BVer Flegel, der seinem Namen alle Ehre machte. Der Luftschutz unterstand dem BVer Maschke, einem arroganten Fatzke, der sich durch stetigen Kotau vor dem Lagerführer und Kommandanten auszeichnete.

Als Lagerälteste wurde der Asoziale Kuhnke eingesetzt, der es als seine vornehmste Pflicht betrachtete, die prominenten Politischen zu denunzieren und daneben wieder in sein Gewohnheitslaster: Diebstahl am Gemeinschaftsessen und Kameraden-Eigentum, verfiel. Er fiel nach kurzer Zeit in Ungnade anläßlich einer Großschiebung, bei der die mitmachende SS zu kurz gekommen war. Kuhnke wurde darauf in ein anderes Lager verfrachtet.

Als Lagerältester — der letzte in Sachsenhausen — wurde, wie schon berichtet, darauf der BVer Kurt Beyer eingesetzt, nachdem einer seiner Vorgänger mit gleichem Namen beim Diebstahl gefaßt und in die SK gebracht wurde, wo ihm seine

Haftartgenossen deutlich machten, was man unter Selbstjustiz verstand und ihn zur Zufriedenheit alter, ob Politisch, BVer oder Aso derart verbläuten, daß Zweifel an seiner Menschenähnlichkeit laut wurden. Obwohl er revierfähig geschlagen wurde, gab es für diesen Strolch kein Erbarmen.

Die von seiten der eigenen Leidensgenossen an ihm vollzogene Strafe entsprach in diesem Falle wirklich dem Volksempfinden. Sie war für viele eine Warnung, doch leider nicht von allzulanger Dauer, denn BV blieb eben BV.

Der letzte Lagerälteste Kurt Beyer nahm eine neue „Kabinettsbildung" vor, das heißt, er wechselte die alten bewährten politischen Blockältesten mit BVern aus, was insbesondere in den politischen Blocks zu scharfen Auseinandersetzungen führte und erneut eine gespannte Lage unter den Häftlingen schuf. Dies konnte der Lagerführung nur recht sein; so brauchte sie nicht an den Politischen ihre Wut auszulassen.

Aber man wurde auch mit diesem Intriganten fertig, besser als mit der SS und viel einfacher. Zu keiner Zeit hatte das Wort Sabotage eine so furchtbare Bedeutung, als es galt, gemeinsam einen Feind unschädlich oder zahm zu machen, wenn der Zusammenhalt der Gegner seinen Widerstand bricht — und er ward gebrochen. Beyer duckte sich, denn er merkte, daß in kurzer Zeit vielleicht doch der Wind aus einem anderen Lager wehen konnte — die nächtlich hörbaren Kanonen der immer näherrückenden Russen gaben ihm stark zu denken, und so wurde er passiv.

Die Flieger der Alliierten wurden sehr rege im Abwurf von Flugblättern, die auch in unser Lager fielen und uns wichtige Nachrichten überbrachten. Obwohl das Aufheben und Lesen dieser Flugblätter verboten war, und sogar Todesstrafe angedroht wurde, verschafften sich die führenden Politischen dennoch diese wertvollen Nachrichten, welche uns aus der Luft zuflatterten. Daß in Jalta auf der Krim die führenden Politiker Sowjetrußlands, Englands und der USA tagten, war auch im Lager bekannt, nur kannte man nicht deren Beschlüsse.

Da — eines Tages im März 1945 flatterte ein unscheinbarer Papierfetzen mit bunter Vignette auf das Dach einer Baracke im Krankenbau und in das daneben liegende Gelände. Ich nahm das Papierstück in die Hand und glaubte, daß es sich um ein Stück Reklamepapier oder dergleichen handelte. Groß war mein Erstaunen, als ich die Überschriften und darüber die Flaggen der drei Alliierten — ein Flugblatt von Jalta — in den Händen hielt, das nachstehenden Wortlaut hatte:

ERKLÄRUNG
der Führer der drei verbündeten Mächte.

In der ersten Hälfte des Februar tagte in der Krim während acht Tagen eine Konferenz der Führer der drei Mächte — des Premierministers von Großbritannien CHURCHILL, des Präsidenten der Vereinigten Staaten von Nordamerika ROOSEVELT und des Vorsitzenden des Rates der Volkskommissare der Sowjetunion STALIN unter Beteiligung der Außenminister, der Stabschefs und anderer Berater.

Über die Ergebnisse der Arbeit der Krim-Konferenz geben Roosevelt, Stalin und Churchill eine Erklärung ab, in der es heißt:

1. Über die Niederschlagung Nazideutschlands.

„Wir haben die Kriegspläne der drei verbündeten Mächte zum Ziele der endgültigen Niederschlagung des gemeinsamen Feindes erörtert und festgelegt. Während der ganzen Konferenz sind die militärischen Stäbe der drei verbündeten Nationen täglich zu Beratungen zusammengetreten. Diese Beratungen waren in jeder Hinsicht in höchstem Grade befriedigend und führten zu einer engeren Koordinierung der militärischen Anstrengungen der drei Verbündeten, als es jemals früher der Fall war. Es fand ein gegenseitiger Austausch erschöpfender Informationen statt. Die Fristen, der Umfang und die Koordinierung neuer und noch mächtigerer Schläge, die unsere Armeen und Luftstreitkräfte von Osten, Westen, Norden und Süden gegen das Herz Deutschlands führen werden, wurden miteinander in vollem Einklang gebracht und im einzelnen planmäßig festgelegt.

Die sehr enge Arbeitsgemeinschaft unserer drei Stäbe, die auf der gegenwärtigen Konferenz erzielt worden ist, wird zur Beschleunigung des Kriegsendes führen.

Nazideutschland ist dem Untergange geweiht. Wenn das deutsche Volk versucht, seinen hoffnungslosen Widerstand fortzusetzen, wird es seine Niederlage nur noch schwerer zu bezahlen haben."

2. Über die Kriegsziele der Verbündeten.

Unser unabänderliches Ziel ist die Vernichtung des deutschen Militarismus und Nazismus und die Schaffung der Garantie dafür, daß Deutschland nie mehr imstande sein wird, den Frieden der ganzen Welt zu stören. Wir sind von der Entschlossenheit erfüllt, sämtliche deutschen Streitkräfte zu entwaffnen und aufzulösen, den deutschen Generalstab, der wiederholt zur Wiederauferstehung des deutschen Militarismus beitrug, ein für alle mal zu vernichten, alles deutsche Kriegsgerät einzuziehen oder zu vernichten und die gesamte deutsche Industrie, die für Rüstungszwecke ausgenützt werden könnte, zu liquidieren oder unter Kontrolle zu stellen; alle Kriegsverbrecher einer gerechten und schnellen Bestrafung zu unterziehen und für die von den Deutschen angerichteten Zerstörungen Schadenersatz in Gestalt von Sachleistungen einzutreiben; die Nazipartei, die Nazigesetze, Organisationen und Institutionen vom Erdboden zu tilgen, jeden nazistischen und militaristischen Einfluß aus den öffentlichen Institutionen, aus dem Kultur- und Wirtschaftsleben des deutschen Volkes zu beseitigen und gemeinsam solche weitere Maßnahmen Deutschland gegenüber zu ergreifen, die sich für den künftigen Frieden und für die Sicherheit der ganzen Welt als notwendig erweisen sollten.

Unsere Beratung in der Krim hat erneut unsere gemeinsame Entschlossenheit bekräftigt, in der bevorstehenden Friedenszeit jene Einheit der Ziele und des Handelns zu wahren und zu verstärken, die in diesem Krieg den Sieg für die Vereinten Nationen möglich und unbestreitbar gemacht hat. Nur bei fortdauernder und zunehmender Zusammenarbeit und gegenseitigem Verständnis zwischen unseren drei Ländern und zwischen allen friedliebenden Völkern kann das höchste Streben der Menschheit Wirklichkeit werden, ein festgefügter, langdauernder Frieden, der die Gewähr dafür bietet, daß alle Menschen in allen Ländern ihr Leben, frei von Furcht und Not, werden leben können."

3. Über den Ausweg für das deutsche Volk.

„Zu unseren Zielen gehört nicht die Vernichtung des deutschen Volkes. Erst wenn der Nazismus und der Militarismus ausgerottet sein werden, besteht für das deutsche Volk die Hoffnung auf eine würdige Existenz und einen Platz in der Gemeinschaft der Nationen.

Die Krimkonferenz der Führer der drei Großmächte hat die letzten Hoffnungen der Naziclique auf eine Spaltung der Verbündeten zerschlagen. Für die nazistischen Kriegsverbrecher gibt es keinen Ausweg. Nazideutschland ist dem Untergang geweiht. Dem deutschen Volke aber zeigt die Krim-Konferenz den einzigen reinen Ausweg:

Bruch mit der dem Untergang geweihten verbrecherischen Hitlerclique,

Schluß mit der aussichtslosen Fortsetzung des verlorenen Krieges.

Deutsche Offiziere und Soldaten!

Stellt den Widerstand ein, kapituliert oder geht in die Gefangenschaft.

Jeder andere Weg führt nur zu Eurem Untergang.

Nur wenige meiner politischen Kameraden erhielten Kenntnis von diesem Flugblatt. Wir wenigen aber wußten nun, daß das Ende der Nazis mit Riesenschritten näher kam. Mit höchster Spannung verfolgten wir die militärische Lage, die für die Wehrmacht von Stunde zu Stunde bedrohlicher wurde; es konnte vielleicht nur noch Tage dauern, bis die Russen vom Osten, die Engländer und Amerikaner vom Westen kommend, sich vereinigen und Deutschland in einen Nord- und Südteil abschnüren würden. Auch Hitler sah diese Entwicklung und so verfügte er, daß für jeden der beiden entstehenden Länderteile eine Regierungsstadt im voraus benannt wurde. Für den Südteil war Villach vorgesehen und für den Nordteil Flensburg.

Frühling war es wieder geworden; ach, wie viele Frühlinge hatten wir im Lager gesehen, immer in der Hoffnung, endlich auch den Völkerfrühling zu erleben, die Befreiung vom Nazijoch, den Genuß der Freiheitssonne außerhalb des Stacheldrahts und der grauen Mauern. Wie nahe war sie; würden wir sie noch erleben oder kurz zuvor an der Schwelle zur Freiheit noch dem Leben Valet sagen müssen? Frühling war

gekommen und die höher steigende Sonne nährte die Hoffnung auf Erfüllung des Wunsches Aller: Freiheit durch Zertrümmerung der Hitlermacht. Wohl nirgend war der Wunsch auf eine deutsche Niederlage so groß wie im KZ und insbesondere in dieser Zeit, die das Ende aller Qualen versprach.

Doch mit dem Fortschreiten der fast sommerlichen Wärme meldete sich wieder ein neuer Feind, die Seuchengefahr. Bei den letzten Bombenangriffen war die Kanalisation Oranienburgs, welche auch die Abwässer des Konzentrationslagers aufnahm, zerstört worden. Ebenfalls geriet die Wasserzufuhr ins Stocken. Bei der mehrfachen Überbelegung des Lagers mußte sich eine Seuche katastrophal auswirken. Die Wasserklosetts wurden sofort gesperrt und hinter den Baracken Gruben ausgeworfen für Latrinen. Ein penetranter Gestank lag nunmehr dauernd über dem ganzen Lager und verpestete die Luft in einem bisher unbekannten Maße.

Die Führung der politischen Häftlinge wurde beim Kommandanten vorstellig und wies auf die Gefahren hin, die nicht nur die Insassen des Lagers treffen konnte, sondern sich auch auf die benachbarten Orte, vor allem auf Oranienburg ausdehnen konnte. In aller Eile wurde daraufhin — auch die SS fürchtet um Leben und Gesundheit — Chlorkalk herangeschafft und dauernd damit infiziert. Die metertief ausgehobenen Gruben waren oftmals in einer Woche bis zum Rande mit den Fäkalien gefüllt und wurden dann notdürftig zugeschüttet. Neue Gruben entstanden rund um die Baracken und wurden von Tag zu Tag zu einer sich entwickelnden Gefahr für die Gesundheit des ganzen Lagers.

Im Dunkeln lief mancher Häftling, insbesondere Schwache und Hilflose, in diese Senkgruben, aus denen sie von anderen wieder herausgezogen und mit dem Wasserstrahl gereinigt wurden. In einigen Fällen, wo das Hineinfallen solcher Häftlinge nicht bemerkt wurde, kamen die Ärmsten in den Gruben um, und man nahm zum Schluß nicht einmal mehr Notiz davon. Ja, einige Leichen ließ man drin liegen und schüttete die Grube zu. Was bedeutet schon ein Menschenleben, noch weniger ein Toter in Sachsenhausen.

Ein verhältnismäßig sonniger Tag war der 10. April. Frühzeitig zu ungewohnter Zeit um 10 Uhr schrillten die Sirenen über das Lager und Oranienburg. Mückenschwärmen gleich sah man die Bombengeschwader vom Westen und Nordwesten über das Lager hinwegfliegen; man konnte an den charakteristischen Flugbahnen der abgeworfenen Bomben wahrnehmen, daß es sich um einen massierten Angriff handelte. Aus der Ferne hörte man das Einschlagen der Bomben, und die aufschießenden Feuergarben zeigten an, daß das Verderben von Menschen und Sachwerten heute besonders starke Formen angenommen hatte.

In nächster Nähe fielen einige Bomben und setzten die Industriebetriebe der DAW in Brand, vor allem ging die Schuhfabrik völlig in Flammen auf. Im Lager drohte eine Panik auszubrechen, die nur durch die Disziplin der Politischen abgewehrt wurde. Es schien, als sei nunmehr auch

das Lager zum Vernichten ausersehen. Zum Glück kamen keine Häftlinge ums Leben; es wurde auch klar, daß die ins Lager gefallenen Bomben lediglich Fehltreffer waren. Nach einigen Stunden war wieder Ruhe im Lager eingekehrt. Der Abend brachte den üblichen Alarm, doch fielen keine Bomben ins Lager.

An den nun folgenden Tagen nahm die nervöse Stimmung der Lagerführung und eines Teils der SS sehr zu. Es hatte den Anschein, als würde vielleicht die SS türmen, weil sie die schon in nächster Nähe des Lagers befindlichen russischen Truppenverbände fürchtete. Blockführer bewegten sich teilweise fast kameradschaftlich zwischen den Häftlingen, fochten Zigaretten und erörterten die nunmehr geschaffene Lage. Nichts war mehr vom Hoffen auf den Endsieg zu spüren.

Die abendlichen Wehrmachtsberichte von den Lautsprechern über den Appellplatz posaunt, verrieten ebenfalls, daß sich die militärische Lage in den letzten Tagen vernichtend geändert hatte. Nach dem Wehrmachtsbericht tauchte plötzlich eine neue Attraktion auf, der Wehrwolfbericht, offenbar berechnet, dem Volke die wirkliche Lage zu verschleiern. In abgehackten Worten hörte man: Cäsar sechs über elf nord, und dergleichen unverständliche Sentenzen mehr.

Nach eingetretener Dunkelheit bewegten sich die „Damen des horizontalen Gewerbes" Henny, Gretchen, Margrit und wie sie sonst hießen, auf dem Appellplatz und gingen Arm in Arm mit Häftlingen zwischen den Baracken; die Kasernierung der Zwangsprostituierten bestand nicht mehr. Der Lagerführer Höhn fand sich eines Abends inmitten des Abendbummels und wurde angerempelt — ohne daß er protestierte oder den betreffenden Häftling notierte oder in den Bunker bringen ließ, wie es vor einiger Zeit bestimmt geschehen wäre.

Die Arbeitsfreudigkeit ließ merklich nach, es fiel auch gar nicht mehr auf, daß die Arbeitskommandos oftmals nur in halber Stärke ausrückten. Lockerungen überall, von Tag zu Tag. Der 20. April 1945 war angebrochen — Hitlers Geburtstag. Was wird er bringen? Kaum anzunehmen, daß Entlassungen, von denen schon längst nicht mehr die Rede war, vorgenommen würden, außer jenen, die täglich in Scharen durch die Schornsteine des Krematoriums gingen. Und doch lag es im Gefühl, daß sich etwas Besonderes ereignen würde.

Ein Bombardement, wenn auch nicht des Lagers, stand fest; die Alliierten würden Adolf doch sicher Ovationen bringen in Form glühender Metallspenden, Feuerblumenbuketts von besonders großen Ausmaßen, wie sie es in den letzten Jahren stets an seinem Geburtstag zu tun pflegten. Das Lager brauchte nicht lange nachzusinnen und zu warten. Um 11 Uhr vormittags ging der Höllenspektakel los. Rund um das Lager herum gingen die wohlgezielten Bomben nieder. Die Werkstätten waren leer, denn in Erwartung großer Dinge rückten keine Arbeitskommandos aus.

Pausenlos donnerten die Bomben hernieder und rüttelten die Baracken derart durcheinander, daß die Spinde und Öfen

ins Wanken gerieten. Die Häftlinge mußten in den Baracken bleiben, was sehr schwer hielt, weil eine Panik auszubrechen drohte. Dennoch gelang es wiederum, die Ruhe zu bewahren; nach etwa einer Stunde wurde entwarnt. Wann würde der nächste Alarm kommen? Vielleicht am Nachmittag zum Fünf-Uhr-Tee. Nichts geschah. Um zwanzig Uhr gaben die Lautsprecher den üblichen Sermon zum Besten, und Josef Goebbels sprach über den Geburtstag des „Führers": Wir siegen, wir müssen siegen, wir werden siegen; und warum müssen wir siegen? Weil wir unsern „Führer" haben . . . rrrr Bummmm. Aus!

Irgendwo war der Draht gerissen oder vielleicht auch eine Bombe dazwischen geraten. Auf jeden Fall erhielt das Lager den Sermon über den Endsieg an diesem Abend nicht mehr, selbst die Wehrwolfmeldungen blieben aus, und so mußte man ohne Kenntnis der gegenwärtigen Standorte der sagenhaften Wehrwolfverbände den verödeten Lautsprecher verlassen und eigenen Gedanken nachgehen, die sich mit dem beschäftigten, was wohl in den nächsten Stunden geschehen würde. Um 23 Uhr war programmäßig Fliegeralarm, und gerade an diesem hohen Tage durfte bestimmt mit einem verstärkten Einsatz gerechnet werden.

Das Lager war schlafen gegangen. Ruhe auf der ganzen Linie. Ich hätte Wache gehabt, doch ein jüngerer Kamerad löste mich ab und stülpte sich die Gloriahaube (italienischer Stahlhelm) über den Kopf und torkelte hinaus in die Nacht. Mitternacht war längst vorüber, und immer noch dieselbe Ruhe. Gegen zwei Uhr morgens kam ein Blockführer eilends über den Appellplatz zum Lagerältesten: Sofort zum Kommandanten! Nach zehn Minuten war er zurück und unterrichtete zunächst die Blockältesten der benachbarten Baracken davon, daß früh um sechs Uhr das gesamte Lager evakuiert würde.

Unwillkürlich stellten wir uns die Frage: Wohin? Von allen Seiten rückten die Alliierten heran. Und doch war es so. Zweiundvierzigtausend Menschen, Männer, Frauen und Kinder sollten in Marsch gesetzt werden, eine Armee im Stadium des Verhungerns, sie sollte zunächst in vier Tagen 80 km in Richtung Nordwesten zurücklegen, wo als mutmaßliches Ziel die Stadt Wittstock angegeben wurde.

Als Verpflegung für diese vier Tage war vorgesehen ein Brot (1500 g), und für je vier Häftlinge 1 Kilo-Dose Blutwurst (Schlimme Augenwurst) oder Leberwurst (Chausseestaub-Paste). Noch vor dem Wecken war Leben im Lager; denn eine derartige, einzig dastehende Nachricht ging im Rundfunktempo von einer Lagerstatt zur anderen. Freiheit! war der Ruf durchs Lager. Der Tag war da, auf den alle seit Jahren sehnsüchtig gehofft hatten — und während des Schlafes war dieser große Tag gekommen.

Noch bevor die Abschiedsbrühe ausgegeben wurde, entwickelte sich auf dem Appellplatz ein reges, buntes Durcheinander, das einer großen Völkerschau glich; auch die freigelassenen Frauen aus der Internierung tummelten sich zwischen den Häftlingen, und bald waren sich die Paare einig darüber,

wie nach jahrelanger Trennung dieser Augenblick am passendsten zu verbringen sei.

Die SS war nur noch in der Nähe des Tores zu sehen und schien kein Verlangen zu haben, sich noch unter die wogende Volksmasse im Lager zu mischen. Von der Lagerführerstube über dem Tor schweiften die letzten Blicke der Vertreter einer entschwindenden Macht zum letzten Mal über die Stätte, an der sie ihre sadistischen Orgien feierten. Ich sah den Kommandanten, die Lagerführer, den einstigen Lagerführer von Auschwitz, Hoess, mit ihren Maitressen am Fenster.

Um sechs Uhr sammelten sich die ersten Trupps zum Abmarsch — fünf Hundertschaften zu einer Marschkolonne zusammengestellt —, so gings zum Tor hinaus, wo die bewaffnete SS und die gleichfalls in Funktion getretene Häftlingspolizei, ebenfalls bewaffnet, die Truppe zu begleiten hatte. Ein naßkalter Aprilmorgen hatte uns empfangen; bis Mittag war die Sonne noch nicht durch die Wolkenwand gedrungen.

Die Frauen rückten zuerst ab. Ein Bild des Jammers! Mit dürftigster Kleidung, barfuß in Holzklotzen, mit weinenden Kindern, die ihnen an den Kleidern hingen, schlafende und sterbende Säuglinge auf dem Arm, so zogen die ersten Trupps durchs Tor. Ihnen schlossen sich die Polen und weitere Ausländer an.

Das war der Abmarsch von Sachsenhausen der 21. April, ein bedeutsamer Tag, der Marsch in die Freiheit, von der allerdings niemand wußte, ob man sich ihrer voll und ganz freuen durfte. Beim Austritt auf die Straße wurde noch ein letzter Blick auf das Torhaus zurückgeworfen, das immer noch die Worte trug: „Schutzhaftlager". Bald lag die Stätte des Grauens hinter uns. Die Landstraße, die freie Natur, Wald und Heide hatten die in die Freiheit Strebenden aufgenommen. Beim Bahnhof Sachsenhausen stand die verängstigte Zivilbevölkerung zwischen den Ruinen, die erst am Geburtstag des „Führers" zu solchen geworden waren. Weiter an ihnen vorbei! Man atmete freie Luft, es sollte die Luft der Freiheit sein.

DER FÜHRER
DER DREI VERBÜNDETEN MÄCHTE

Titel des Flugblattes der Jalta-Konferenz

23. Kapitel

Keiner soll hungern und frieren.

Hitler.

Wir müssen siegen, sonst hätte die Weltgeschichte ihren Sinn verloren.

Goebbels.

Hungermarsch auf den Straßen Adolf Hitlers

Großes hatte Adolf Hitler mit seinen Volksgenossen vorgehabt. Als dauerndes Andenken sollten sie erstklassige Straßen erhalten, die bei jedem Schritt, den sie auf ihnen taten, an ihn mahnten. Die Straßen der alten Römer hatten Hitler vorgeschwebt, Straßen, die zweitausend Jahre überdauert hatten. Sein Reich war einstweilen auf tausend Jahre festgelegt, doch auch dieses Reich sollte von Straßen künden, die die Römerstraßen übertrafen; daher schuf er die Autostraßen, die in Wort und Bild aller Welt als die Straßen Adolf Hitlers gepriesen wurden.

Wie einst die alten Römer ihre Straßen als Marschstraßen gebaut hatten, um die Heere schnell vorwärts zu bringen, so schuf Adolf die Autostraßen, auf denen die modernen Streitwagen, Tanks und Autos für den geplanten Krieg rasseln konnten. Es waren erstklassige Betonstraßen, von denen die Nazis schwärmten.

Wir sahen die Straßen Adolf Hitlers in einer anderen Form, jene Straßen, auf denen sich von Osten her in ununterbrochenem Zuge die endlosen Scharen der Flüchtlinge zu Wagen und zu Fuß, die flüchtenden Soldaten der geschlagenen Wehrmacht mit Mann und Roß und Wagen sowie die Befreiten aus den Konzentrationslägern bewegten.

Die Konzentrationäre zogen auf verschiedenen Wegen nach Nordwest, schwarmartig ging es vorwärts. Nach kaum einer halben Stunde war das Lager ihren Blicken entschwunden. Eine friedliche unzerstörte Landschaft nahm sie auf. Neugierig starrten die Dorfbewohner die durchziehenden Menschengruppen an: Männer und Frauen, auch Kinder darunter. Jeder trug auf der Brust eine Nummer und ein farbiges Dreieck. Wer sind denn diese verhungerten Menschen? Scheu wurde gefragt, wer sie seien und woher sie kämen. „Aus dem Konzentrationslager", war die Antwort. Das war für viele kein Begriff und es bedurfte einiger erläuternder Worte, um der Bevölkerung klar zu machen, daß es sich um Menschen handle, die jahrelang unter den furchtbarsten Leiden und Lebensbedingungen schlimmer wie Sklaven hätten durchhalten müssen.

Es wurde dämmerig, und Müdigkeit überkam die Konzentrationäre, die des Marschierens nach langer Inhaftierung ungewohnt, sich am Straßenrand niederließen. Wer noch ein Kochgeschirr bei sich hatte, nahm Wasser aus dem nächsten Brunnen und konnte sich über einem Strohfeuer etwas Warmes herrichten. Einige Feldscheunen boten für einen Teil der Wandernden notdürftige Unterkunft; der Rest kampierte unter Büschen und Sträuchern und am Wegerand. Halb erstarrt weckte sie dann wieder ein naßkalter Morgen.

In einem Gestrüpp hatte eine Schar Mütter mit kleinen Kindern die Nacht verbracht mit dem Erfolg, daß einige Säuglinge während der Nacht erfroren oder verhungert waren. Die Mütter hatten nicht Zeit zum Trauern; nur wenige Minuten standen ihnen zur Verfügung, um hinter dem Wall eine kleine Grube auszuheben und die Kinder zu begraben. Dann hieß es weiterziehen und die letzten Kräfte zusammennehmen, um selbst nicht am Wege liegen zu bleiben. Schwäche bedeutete den Tod; den Tod durch Erschöpfung oder durch die Kugel eines begleitenden SS-Wachtpostens.

Der Hunger meldete sich. So wenig wie für hinreichende Unterkunft gesorgt war, ebensowenig war für die Verpflegung Vorsorge getroffen worden. Um nicht zu verhungern, waren die Konzentrationäre genötigt, die Kartoffelmieten der Bauern zu plündern — Not kennt kein Gebot. Die an den Wegrändern liegenden abgenagten Skelette der vor Erschöpfung und Futtermangel umgefallenen Pferde und Kühe der mitziehenden Flüchtlinge aus dem Osten zeigten an, daß diese gleichfalls mit zur Stillung des Hungers der westwärts Wandernden nötig waren. Die wenigen Ruhepausen während der langen Wandertage dienten zum Requirieren von Feldfrüchten, Baumrinden und Wurzeln bzw. Kräutern, mit denen das Leben gefristet werden mußte. Ein schnell hergerichtetes Feuer, genährt von dürrem Holz, brachte zwar diese zweifelhaften „Nährmittel" nicht zum Kochen, aber sie wurden doch erwärmt. Noch während des wiederbegonnenen Marsches mußte das halbgare Gericht hinuntergeschlungen werden.

Am Morgen des zweiten Wandertages bot sich uns ein furchtbares Bild. An den Wegrändern und Gräben lagen die Leichen von Häftlingen; ein flüchtiger Blick belehrte uns darüber, daß sie durch Genickschüsse dahingestreckt waren. Schwache Leute, die den Marschstrapazen nicht mehr gewachsen waren, und deshalb von den SS-Henkern unterwegs eine Kugel bekommen hatten. Wie die Wölfe auf billige Beute wartend, den Herden nachziehend, so die SS-Henker mit der Maschinen-

pistole. Blieb ein schwacher Häftling am Wege liegen, dann setzte ihm die SS-Mordkolonne die Pistole ins Genick, und die Kugel beendete das Leben eines müden Erdenwanderers.

Die Zahl der Ermordeten mehrte sich von Tag zu Tag. Die fehlende Verpflegung tat ein Übriges, um den schon ohnehin ausgemergelten Körper von einem Tag zum anderen dem Verfall näher zu bringen, so daß er entkräftet zusammenbrach. Allein auf dem Wege von dem Dorfe Klosterheide bis zum Flecken Zechlin zählte ich an einem Tage 218 ermordete Konzentrationäre, welche aus den vorhermarschierenden Kolonnen stammten. Auf den in gleicher Marschrichtung verlaufenden Wegen links und rechts war die Zahl der Todesopfer nicht geringer, wie die am Abend in Zechlin eintreffenden Häftlingskommandos berichteten, denen die Aufgabe oblag, sämtliche unterwegs Ermordeten in der Nähe der Mordstätten einzuscharren, damit die Bevölkerung nicht allzuviel von dieser Bestialität erführe. Dennoch hat es die SS-Henker nicht gehindert, selbst in den Dörfern die Morde auszuführen, wie Fälle in den Dörfern Lindow und Linow in der Nähe von Rheinsberg bewiesen. Dort lagen noch die Opfer der vorherpassierten Marschkolonnen auf der Straße und auf dem Dorfplatz.

Soweit es möglich war, auf den mitgeführten Karren zusammengebrochene Häftlinge zu transportieren, um sie vor der tötlichen Kugel zu retten, wurde es gemacht. Doch reichte die Kraft der Kameraden nicht aus, alle mitzuführen. So mußte man sie leider den Henkern überlassen, wenn es ihnen nicht gelang, sich soweit in die Büsche zu schlagen und zu verkriechen, daß sie nicht von den Bestien entdeckt wurden. Einem Teil ist es gelungen, auf diese Weise zu entkommen und sich bei den mitfühlenden Bewohnern der Ortschaften zu verstecken, bis die Gefahr vorüber war. Einige Tage darauf meldeten sie sich dann bei den inzwischen eingetroffenen Vortrupps der russischen Truppenverbände, welche den Zügen der Flüchtlinge, Wehrmacht und Konzentrationäre folgten.

Beim Passieren der Ortschaften, auch der kleinsten Dörfer, hatten die Bewohner auf „höheren Befehl" die Straßen am Ortseingang mit Baumsperren blockiert, um die zu erwartenden russischen Panzer an der Weiterfahrt zu hindern. Außerdem wurden alle Brücken mit Sprengladungen versehen, gleichfalls um den Vormarsch der Russen aufzuhalten. Mehrfach hatten wir Gelegenheit, die Ortsbewohner auf das Unsinnige dieser Maßnahmen hinzuweisen. Der Ortsvorsteher in Berlinchen hatte in richtiger Erkenntnis der Nutzlosigkeit von der Errichtung der Panzersperren abgesehen.

Im Flecken Zechlin wurde eine mehrtägige Rast gemacht, weil einige Schuppen und Werkstätten ein einigermaßen trokkenes Quartier gaben. An der Wegkreuzung, die zum Dorfe Schweinrich führte, passierten an diesen Tagen die Elends-Kolonnen Revue. Vom frühen Morgen bis zum späten Abend wechselte das Bild wie in einem Film, der von einem Gebiet ins andere hinüberspringt. Zunächst Marscheinheiten der Wehrmacht zu Fuß, und dazwischen die Wagen der Flüchtlinge,

mit dem nötigen Hausrat beladen, einschließlich Kleinvieh und mitgeführten Pferden, Kühen, Kälbern, Ziegen und Schafen. Ein alter Großvater wurde in einem Rollstuhl von seinen Enkeln gefahren, seine geretteten Habseligkeiten vor sich auf dem Schoß haltend. Daneben zu Fuß die noch rüstige Großmutter mit einem Korb, der einige Lebensmittel im Kochtopf barg.

Dann folgten wieder KZ-Leute, die einen andern Marschbefehl hatten und umgeleitet wurden. Bald darauf rollten Panzer der Wehrmacht über das Pflaster, besetzt mit einigen Soldaten und Flüchtlingen beiderlei Geschlechts. Auch Kinder hatten auf den Panzern Platz genommen. Es war einfach unmöglich, das bunte Bild festzuhalten, welches sich dem Beschauer an der Wegekreuzung bot. Bilder, die selbst Menschen mit stärksten Nerven erschüttern mußten. Wochenlang schon wogten die Flüchtlingsströme durch diesen Engpaß, und einige Tage würde es noch dauern, bis die letzten diese Stätte passierten; inzwischen waren die Russen schon erheblich näher gerückt.

Während des dreitägigen Quartiers im Flecken Zechlin kamen am 24. April 1945 mehrere Autos des Internationalen Roten Kreuzes, welche an die KZler Pakete verteilten, die von der SS entgegengenommen wurden. Ich hatte Gelegenheit, den Transportleiter der R. K.-Autos darüber aufzuklären, daß die SS bisher die Roten Kreuz-Pakete beraubt hatte, und wir als Häftlinge fast nichts davon erhielten. Weiter konnte ich ihm Mitteilung machen von den Massenmorden an Häftlingen, die nicht mehr marschfähig waren und bat ich darum, diese Vorkommnisse an der zuständigen Stelle zu melden, was er auch zusagte.

Nach dem Abrücken vom Flecken Zechlin wurde im Dorf Dranse Quartier gemacht, wo die SS uns einen Teil der Roten Kreuz-Pakete auslieferte. Zehn Mann erhielten ein Paket, obwohl für jedes Paket zwei Mann vorgesehen waren. Was im Dorfe Dranse nicht Unterkunft fand, quartierte sich in einer Feldscheune in der Nähe des Dorfes ein, wo sich reichlich Kartoffelmieten befanden, die von den Hungernden geplündert wurden. Bis zum Eintritt der Dunkelheit flackerten die Feuer, in denen rohe Kartoffeln geschmort wurden.

Von den getrennt marschierenden Kolonnen, mit denen wir dauernd Verbindungen aufrecht erhielten, wurde inzwischen bekannt, daß auf dem Wege nach dem Dorfe Grabow und zwar im Walde beim Forsthaus Below, der Hungertyphus ausgebrochen sei, und dort Hunderte von Häftlingen zugrunde gegangen wären, weil sie weder Eß- noch Trinkbares erhielten. Selbst die Brunnen wurden ihnen gesperrt. Für Pflege der Kranken sei überhaupt nicht gesorgt, und ebensowenig für Unterkunft. Unter Sträuchern und Laubhütten mußten die Häftlinge hausen.

Auf dem Wege über Berlinchen wurde nach einigen Tagen dieser Seuchenforst auch von unserm Marschtrupp erreicht; wir fanden die uns gewordenen Mitteilungen nicht nur bestätigt, sondern mußten zudem an den nur notdürftig verscharrten Leichen noch feststellen, daß unsere Kameraden am Hungertod

verstorben waren. Die entrindeten Bäume und Büsche zeugten davon, daß die Ärmsten sich von Baumrinden zu ernähren versucht hatten. Hier und dort ragte noch eine nicht mit Erde bedeckte Knochenhand zum Himmel empor; die nachfolgenden Einscharrungskommandos hatten wiederum zu tun, die Opfer endgültig zu begraben.

Wir waren mit unserer Kolonne vom Wege abgekommen und trafen bis zum Dorf Grabow nur wenige Leichen erschossener Häftlinge. Beim Sammeln im Dorf konnten wieder Verluste in den eigenen Reihen festgestellt werden. Sie waren am Wege liegen geblieben, weil sie nicht mehr die Kraft hatten, sich zu erheben, die SS-Hyänen erledigten sie nach gewohnter Manier. Im Dorf wurden Musterungen abgehalten. Wer nicht mehr marschfähig war, sollte mit Autos des inzwischen eingetroffenen deutschen Roten Kreuzes abtransportiert werden. Nur zögernd meldeten sich die Marschunfähigen, wissend oder ahnend, daß die deutschen Roten Kreuz-Autos sie sicher zu den nächsten Vergasungsöfen bzw. -stätten fahren würden. So schlecht war der Ruf des deutschen Roten Kreuzes geworden.

Im Dorf Grabow waren inzwischen auch der bisherige politische Lagerälteste Georg Wieben vom Krankenbau Sachsenhausen und weitere Pfleger eingetroffen, die uns berichteten, daß beim Abmarsch noch mehr als tausend nicht transportfähige Kranke im Revier gewesen seien. Die SS war getürmt, und so hatten die Politischen die Verwaltung und Versorgung des Reviers übernommen.

Die dort verbliebenen Insassen wurden in den Morgenstunden des 22. April 1945 von russischen Truppen befreit. Beim Morgengrauen brachte ein in der Nähe vom Krankenbau geflüchteter Häftling die Nachricht, daß die gesamte SS in Autos geflüchtet sei und er das Tor unbewacht gefunden habe. Bald darauf kam ein russischer Soldat und setzte die Glocke, welche bisher zum Appell gerufen hatte, in Bewegung.

Die Insassen des Krankenbaues, sofern sie noch gehfähig waren, umringten erfreut den Soldaten, zu dem sich noch bald ein Vortrupp berittener Kosaken gesellte. Nach Besetzung des KZ wurde sofort für eine hinreichende Verpflegung und Behandlung der Kranken gesorgt, und vor allem die Bestände der SS-Magazine, Keller usw. zur Verfügung gestellt. Nicht allen Unterernährten ist diese plötzliche und gute Kost bekommen; sofern sie nicht Maß zu halten verstanden, verschlimmerte sich ihr Leiden und ihr Zustand, und nicht wenige der Schwerkranken starben an der guten Verpflegung.

Von Grabow schleppten sich die hungernden Häftlinge weiter durch die Sandwege, ohne die Möglichkeit zu haben, Eßbares zu bekommen, bis zum Landstädtchen Freyenstein, nach dessen Durchschreiten wieder am Wegesrand Halt gemacht wurde. Einige Kartoffelmieten gaben noch von ihrem Inhalt her und vertrieben das Hungergefühl für die nächsten Stunden. Kurz vor Meyenburg wurde am späten Abend in einem Dorfe gerastet und von den Bauern einige Scheunen als Quartier zur Verfügung gestellt. Der Lagerführer Körner,

um Brot für die Hungernden angegangen, gab zur Antwort, daß er nichts beschaffen könne und auch nicht wußte, wann und wo die nächste Brotausgabe stattfinden würde. Gnädigst gestattete er, daß die Häftlinge dem Brunnen Wasser zum Trinken entnahmen.

Am nächsten Morgen wurde Mayenburg passiert, überfüllt mit Flüchtlingen aus dem Osten, die an den Straßen auf Fahrgelegenheit warteten, um weiter nach dem Westen in Richtung Parchim zu gelangen. Wiederum trotteten die Elendsgestalten weiter durch die Sandwege bis zum Dorf Kl. Pankow, das als Quartier vorgesehen war. Kurz vor dem Dorfe wurde gelagert; ein Verpflegungsauto des Internationalen Roten Kreuzes war eingetroffen, und jeder der Häftlinge empfing persönlich von den Begleitmannschaften ein vollständiges Liebesgabenpaket der Amerikaner, in welchem jene herrlichen Dinge gefunden wurden, die wir schon seit einigen Jahren nicht mehr gesehen hatten.

Es war der 1. Mai 1945, ein Tag, den niemand vergaß. Der Transportführer und das Begleitpersonal überwachten die Ausgabe der Pakete selbst und ließen nicht zu, daß sich die SS der Pakete bemächtigte. Mit Genugtuung konnte ich also feststellen, daß meine Mitteilungen an den Transportführer des Internationalen Roten Kreuzes vom 24. April 1945 Erfolg gehabt hatten. Bald darauf folgten Transportautos des Internationalen Roten Kreuzes und nahmen soviele kranke Häftlinge mit, als sie vermochten. Hier drängten sich die Ärmsten um den Platz, während beim deutschen Roten Kreuz jeder dem Transport aus dem Wege ging, weil er befürchten mußte, die Todesfahrt zur Gaskammer anzutreten.

Der Inhalt der empfangenen Liebesgabenpakete gestattete, sich einmal wieder als Mensch zu fühlen und sich satt zu essen; auch konnte man für einige darin enthaltene Spezialitäten wie Kaffee und Tee bei den Bauern Brot eintauschen, ein Artikel, der schon seit Tagen bei der Mehrzahl der Häftlinge völlig ausgegangen war. Der 2. Mai sah die Kolonnen schon wieder auf dem Marsch über Siggelkow in Richtung Parchim, wo kurz vor der Stadt noch einmal gelagert werden durfte. Wir konnten einmal Picknick machen, dank der Hilfe der Alliierten, deren Verpflegungskolonnen die feindlichen Linien ungehindert passierten. Bei lachendem Sonnenschein durch Parchim wurde von Bomben- oder Geschoßeinwirkungen nichts wahrgenommen. Es bot sich uns allen ein friedensmäßiges Bild, das sich jedoch bald nach dem Verlassen des Ortes änderte, wo in die von uns begangene Chaussee nach Criwitz weitere Wege einmündeten und sich erneut Ströme von Flüchtlingen und fliehende Abteilungen der Wehrmacht ergossen.

Dauernd stockte der Weitermarsch, denn die Chausseen waren gespickt mit zertrümmerten Heeresautos, Panzerwagen und sonstigen Fahrzeugen, die durch Bomben und Tiefflieger in den letzten Tagen hier vernichtet wurden. Auf den Wegen und angrenzenden Feldern ein Bild des Grauens, wie wir es bisher auf dem ganzen Wege noch nicht gesehen hatten: Erschossene Häftlinge und Zivilisten, die zum größten Teil Flüchtlinge waren.

Die Mordkolonnen der SS hatten hier ganze Arbeit gemacht; reihenweise lagen die Ermordeten am Wege und wiesen die üblichen Kopfschüsse auf, durch die sie getötet wurden. Dazwischen die Toten, die von den Tieffliegerangriffen herrührten. In den Bäumen hingen noch die Leichenteile der zerfetzten Körper sowie Teile von Tierkadavern.

Kinder der Flüchtlinge lagen tot am Wege oder waren in den Graben geworfen; Frauen, die am Wege geboren hatten, tot mit den Neugeborenen, die vielleicht schon tot zur Welt gekommen waren. Hier und dort hatten Nachfolgende die Toten mit einem Sack oder einer Zeltbahn bedeckt, um den Vorübermarschierenden wenigstens diese furchtbaren Anblicke zu ersparen. So boten sich allen Passierenden die Straßen Adolf Hitlers dar, auf denen sich ebenfalls der von ihm heraufbeschworene totale Krieg in einer erschreckenden Form abgespielt hatte.

An einem Walde wurde Halt gemacht. Ein Versuch, einige Meter in den Wald hineinzugelangen, mißlang, weil Militärposten das Gelände absperrten und jeden mit Erschießen drohten, der es wagte, sich einiges Leseholz zum Kochen zu holen. Nach dem Grunde befragt, gaben die Posten keine Antwort. Doch einige Zigaretten lösten bei einem Posten die Zunge und so erfuhr ich, daß „in des Waldes tiefsten Gründen" nicht etwa der Räuberhauptmann Rinaldini hauste, sondern der Nachtrupp des Regierungsstabes Dönitz, der selbst schon mit seinen „Regierungsmitgliedern" weiter nach Nordwest gezogen war. Um dem Posten keine Unannehmlichkeiten zu bereiten, wurde diese vertrauliche Mitteilung nur zur Kenntnis genommen und in meinem Tagebuch vermerkt.

Kurz vor Criwitz, nach einem Marsch von etwa 50 km, wurde von den Hundertschaftsführern der Häftlinge der Lagerführer Körner wegen eines Nachtquartiers angegangen, weil die Beine der Marschierenden den Dienst zu versagen drohten. Beim Dorf Zapel wollte Körner uns eine Sandkuhle als Quartier anweisen, was von allen abgelehnt wurde, denn inzwischen war durch eigene Läufer bekannt geworden, daß vor einigen Nächten eine Ausländermarschkolonne in einer Sandkuhle mit Flammenwerfer völlig vernichtet worden sei. Als Körner unsere Weigerung wahrnahm, antwortete er, daß wir dann marschieren könnten, bis wir umfielen. Also wurde langsam weiter marschiert, weil sich in den engen Straßen Crivitz' alles staute. Aus der Ferne wurde Geschützdonner vernehmbar und ebenfalls außerhalb der Stadt kündeten das Aufblitzen eines starken Feuerscheins und Detonationen die Vernichtung von Munitionslägern an, welche von den fliehenden Wehrmachttruppen bzw. der Waffen-SS in die Luft gesprengt wurden.

Nach vielen Schwierigkeiten gelang es, sich aus dem Chaos innerhalb der Stadt zu lösen und die Straße nach Schwerin zu gewinnen, wo nach etwa einer Stunde Rast gemacht werden mußte, weil es stockdunkel geworden war. Die Marschkolonne der Häftlinge war in Auflösung begriffen; denn ein Teil der sie begleitenden SS-Mannschaften hatte bereits die

Waffen weggeworfen und sich „seitwärts in die Büsche geschlagen", wobei es diesen Burschen nicht darauf ankam, sich auch noch der wenigen Habe der Häftlinge zu bemächtigen, weil sich noch ein Teil der erhaltenen Liebesgaben darin befand. Auch meinen Rucksack hatte ein flüchtender SS-Scharführer in der Dunkelheit gestohlen.

Bis zum Morgengrauen wurde biwakiert, und nachdem wir uns an den Lagerfeuern etwas erwärmt hatten, wurde der Weitermarsch nach Schwerin fortgesetzt. Langsam ging es, weil Übermüdung und Entkräftung sich geltend machten. Gegen neun Uhr vormittags, nach 60 km Marsch, Rast im Walde; es war eine kleine Fuhre mit Brot angekommen, für jeden Häftling eine Scheibe, etwa 100 g, soweit der Vorrat reichte. Von den SS-Posten war wenig mehr zu sehen, nur die Häftlingspolizei versah noch ihren Dienst.

Der Lagerführer Körner ließ erkennen, daß ihm die Zigarre nicht mehr schmeckte; gesenkten Hauptes wanderte er zwischen den Häftlingen einher, bis es ihm einfiel, fünf von unseren älteren Kameraden zu sich zu rufen, um ihnen folgendes mitzuteilen: „Sagen Sie Ihren Kameraden, daß sie noch bis 10 Uhr Rast machen und ihr Brot verzehren können. Ich habe einige von der Häftlingspolizei zu den Amerikanern geschickt, die wenige Kilometer von hier sind, um zu hören, ob wir in Einzelkolonnen oder im geschlossenem Trupp kommen sollen!"

Was war denn geschehen? Solche verbindlichen und geradezu kameradschaftlichen Worte hatte noch niemals ein SS-Führer zu einem Häftling gesagt, der doch bei ihm nur ein Verbrecher war, ein Mensch, der eigentlich nur Befehlen zu gehorchen und Prügel entgegenzunehmen hatte. Es war uns schon durch mitgeführte Karten bekannt, daß wir nur noch etwa 6 km von der Demarkationslinie der Amerikaner entfernt waren. Weiter wurde uns durch Läufer gemeldet, daß die Amerikaner am 2. Mai mittags in Schwerin einrückten und die Stadt besetzt hatten.

Jetzt galt es, so schnell wie möglich mit ihnen Fühlung zu bekommen, ohne erst abzuwarten, bis die angeblich ausgesandten Häftlings-Polizeiposten mit der Antwort zurück waren. Hinter den in dichten Kolonnen aufgefahrenen Wagen der Flüchtlinge, den Wehrmachtswagen und Panzern, formierten sich die Häftlinge zu kleineren und größeren Kolonnen, denen jeder ein politischer Truppführer beigegeben war, welcher der englischen Sprache mächtig war.

Als die übermüdeten Kameraden die Nachricht vernahmen, daß sie nach nur wenigen Kilometern die seit Jahren ersehnte Freiheit erreichen würden, da wuchsen sie über ihre Kraft hinaus. Der Lebenswille regte sich in ungeahnter Weise. Der sich nach Freiheit sehnende Mensch, welcher das Ziel vor Augen sieht, bringt Kräfte auf, die er selbst nie in sich vermutet hat. Er wächst über sich selbst hinaus. Vorwärts hieß es — die Freiheit winkte! Alles raffte seine letzten Kräfte zusammen, um das langersehnte Ziel zu erreichen. Selbst der plagende

Hunger konnte die Kräfte nicht lähmen, nein, er spornte nur noch an; das Letzte gab der Mensch her, wo es galt, der Freiheit entgegenzueilen.

Es war gegen Mittag des 3. Mai 1945, als die ersten Trupps der Konzentrationäre an der amerikanischen Demarkationslinie — eine Brücke beim Püsserkrug südlich Schwerin — eintrafen. Nach kurzen Besprechungen zwischen dem amerikanischen Offizier und den Dolmetschern der Politischen, betraten die Verfemten des Hitlerregiments nach langen Jahren der Knechtschaft wieder den Boden, auf dem sie sich als freie Menschen bewegen konnten.

Jetzt vermochten sie frei zu atmen, niemand brauchte zu fürchten, daß die SS ihm noch ein Leid zufügen würde. Das Blatt hatte sich gewendet. An der Stelle, wo die Konzentrationäre den Boden der Freiheit betraten, wurden nunmehr die mitfolgenden SS-Wachtmannschaften von den Alliierten verhaftet. Selbst diejenigen SS-Banditen, welche sich inzwischen Zivilkleidung beschafft hatten oder sich in der Kleidung ermordeter Häftlinge zu tarnen versuchten, wurden gar zu bald von den wachsamen Häftlingen entdeckt und der amerikanischen Militärpolizei übergeben.

Unaufhörlich fluteten die Scharen der Flüchtlinge mit ihren Wagen oder als Fußgänger über die Brücke beim Püsserkrug und konnten sich nun gleichfalls die erste Ruhe gönnen. Was von der flüchtenden Wehrmacht nicht schon an Waffen aller Art, Panzerfäuste usw. weggeworfen wurde, mußte bei den Besatzungstruppen abgeliefert und auf einen Haufen geworfen werden.

Es war eine große Völkerwanderung, eine Invasion, welche Schwerin noch nicht erlebt hatte. Wüst lag alles durcheinander. Herrenlose Pferde weideten am Straßengraben und auf den grasbewachsenen Plätzen. Heeresgut in rauhen Mengen türmte sich auf.

Ein Chaos war an Stelle der Ordnung getreten. So sahen die Straßen Adolf Hitlers aus. Es wollten die Offiziere der Wehrmacht nichts mehr davon hören, wenn ihnen die Häftlinge zuriefen: „Seht sie Euch an, die Straßen Adolf Hitlers, hier habt Ihr die Kehrseite des Hitlerregimes, hier sind seine Straßen, auf denen sein trauriger Ruhm erlosch!" Nichts wollten die Herren mehr von ihrem einstigen Führer wissen, nur weiter — bis sie ein Kriegsgefangenenlager der Amerikaner aufnahm. Tagelang noch ergoß sich der Strom der Flüchtlinge, untermischt von Wehrmachtsangehörigen über die Demarkationslinie. Sie alle hatten jetzt die Straßen Adolf Hitlers bis zur Neige genossen.

Etwa 42 000 Häftlinge, Männer, Frauen und Kinder hatten vierzehn Tage zuvor Sachsenhausen verlassen. Kaum 28 000 hatten die amerikanische Demarkationslinie bei Schwerin erreicht. Das Minus von 14 000 ergaben die auf dem Todesmarsch durch Mord, Hunger, Kälte und Entkräftung ums Leben Gekommenen. Nur einem kleinen Teil war es während des Marsches gelungen, zu entkommen, sich zu verbergen oder sich

bei den nachrückenden sowjetrussischen Truppenverbänden zu melden und dort vorläufig Schutz und Verpflegung zu finden. So entgingen sie den Fängen der mordenden SS-Begleitmannschaften.

Der Stadt Schwerin fiel die Aufgabe zu, diese ungeheuren Flüchtlingsmassen unterzubringen und zu verpflegen, was auch in den nächsten Tagen gelang. Da alle Häftlinge ohne Legitimationspapiere waren — diese hatte die Lager-SS vernichtet —, wurden von der Schweriner Stadtverwaltung vorläufige Personalausweise ausgefertigt, damit jeder zunächst imstande war, sich Lebensmittelkarten zu beschaffen. Zudem wurden jedem Häftling RM 100,— ausgezahlt, um für die nächsten Tage die Kosten des Aufenthalts bestreiten zu können.

Schon nach wenigen Tagen fiel es auf, daß die freigekommenen Berufsverbrecher es verstanden hatten, sich zunächst einmal als „Politische" registrieren zu lassen; auch SS-Mannschaften in der Kleidung ermordeter Häftlinge konnten mit Ausweisen als „Politische" aufwarten. Nicht nur mit einem Ausweis begnügten sie sich, nein — sie besaßen zwei und mehrere Ausweise auf verschiedene Namen lautend, die an den Schaltern ohne Bedenken ausgeliefert wurden. So brandschatzte das BVer-Häftlings- und SS-Verbrechergesindel gemeinsam die Einwohnerschaft Schwerins und die freigewordenen politischen Häftlinge in der skrupellosesten Weise.

Bei meinen täglichen Rapporten, die ich der im Schweriner Justizpalast untergebrachten amerikanischen Militärpolizei erstattete, brachte ich auch die skandalöse Symbiose dieser beiden Verbrechergruppen zur Sprache. Es wurde sofort ein Streifendienst der Militärpolizei und ehem. politischer Häftlinge organisiert, um vor allem die sich versteckt haltenden SS-Leute aufzuspüren und zu verhaften. Da das Verbrechergesindel von der einen in die andere Kaserne, die als Quartier diente, unter verschiedenen Namen wechselte, ergaben sich ungeheure Schwierigkeiten, deren wir jedoch bald Herr wurden. Schon unseres Rufes wegen hatten wir ehem. politischen Häftlinge ein Interesse daran, uns von den gleichfalls aus dem Konzentrationslager freigekommenen Berufsverbrechern zu distanzieren.

Die Zellen im Schweriner Gefängnis füllten sich, wie vordem die Baracken im KZ. Die Zahl der verhafteten SS-Mannschaften war über Erwarten groß. Nun konnten sie am eigenen Leibe erfahren, was es hieß, auf engstem Raum zusammengepfercht zu sein und es mit Wassersuppen vorlieb nehmen zu müssen. Die mit ihnen zusammengewürfelten BVer-Kumpane konnten hier weiter fifty-fifty in Wassersuppe und Brot machen, wie sie es im KZ mit Diamanten, Juwelen und Devisen im Austausch gegen Spirituosen und Zigaretten so ausgezeichnet verstanden hatten, sich gegenseitig zu „überfahren".

Wenige Tage nach der Besetzung West-Mecklenburgs durch die amerikanischen Truppen wurde die Einwohnerschaft aufgefordert, an einer Begräbnisfeierlichkeit teilzunehmen. In einem Lager bei Hagenow wurden die Leichen von etwa 200 verhungerten Häftlingen aufgefunden, die nun nach Schwerin gebracht und dort beigesetzt wurden. Die Bevölkerung hatte

an den offenen Gräbern vorbei zu defilieren, nachdem der amerikanische Geistliche in englischer und deutscher Sprache zu diesem Fall der verhungerten Häftlinge gesprochen hatte. Die Trauerfeier war sehr erhebend und nachdenklich verließen die Teilnehmer die Stätte des Massengrabes.

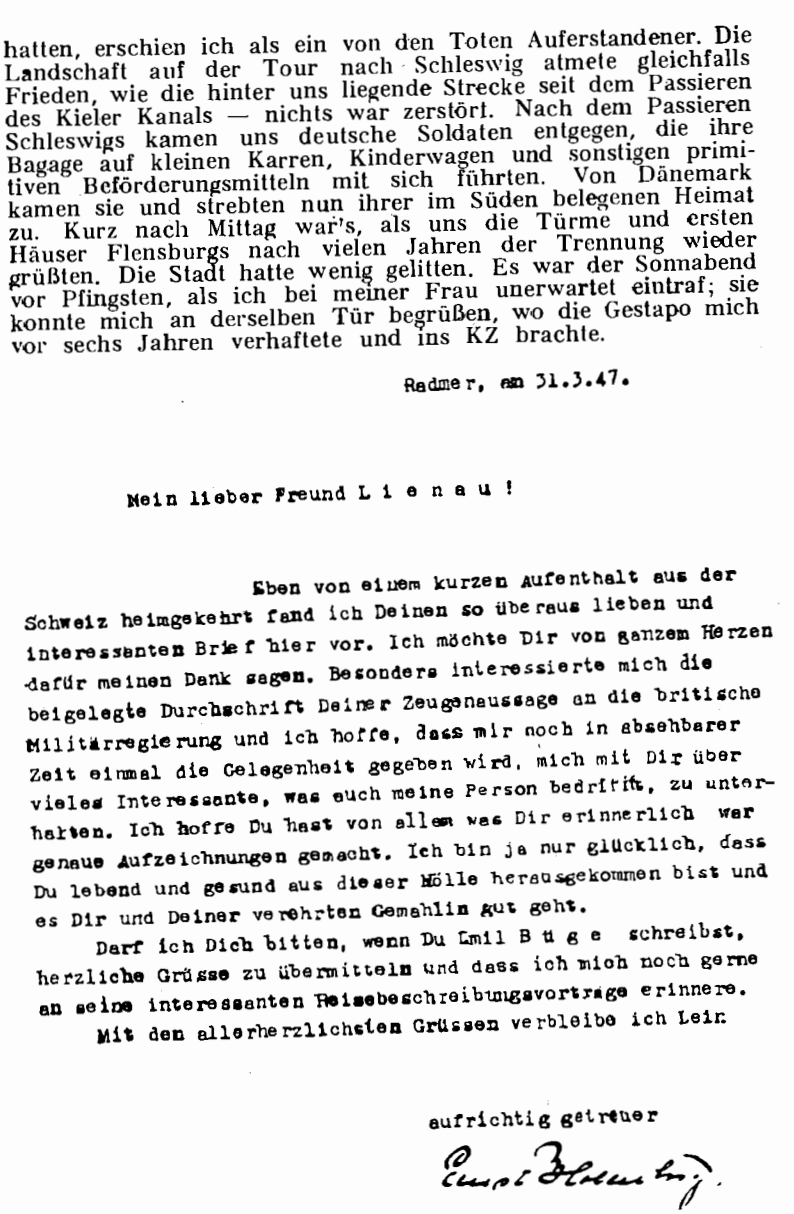
Noch am Tage des Eintreffens in Schwerin wurde die Möglichkeit des Weiterkommens nach Flensburg von meinen Landsleuten erörtert. Eine telegraphische oder briefliche Verbindung bestand nicht mehr, die Post hatte ihre Tätigkeit eingestellt. Eisenbahn und Verkehrsomnibusse waren ebenfalls lahmgelegt und so blieb uns nur die Möglichkeit, entweder einige herrenlose Militärpferde aufzugreifen und einen entsprechenden Wagen zu requirieren, um per Fuhre nach Hause zu gelangen.

Diesen Gedanken hingen wir jedoch nicht länger nach, als es uns gelang, Fahrräder mit Hilfe der Military Police zu beschaffen. Gut verproviantiert ging die Fahrt an einem sonnigen Morgen in Richtung Gadebusch vor sich, vorbei an den inzwischen errichteten Lägern für deutsche Kriegsgefangene. Bis Rhena klappte alles programmäßig. Am Ortseingang wurde unsere Tour durch eine amerikanische Militär-Patrouille gestoppt. Nach kurzem Verhandeln mit dem Ortskommandanten, dem wir uns als political prisoners of the concentration camp legitimierten, erhielten wir Passierscheine, damit uns weiterhin keine Hindernisse in den Weg gelegt wurden. Unser Kamerad Willy Meyer aus Eckernförde erhielt zudem noch in Rhena seine Frau zurück, die er seit neun Jahren nicht mehr gesehen hatte. Beide hatten diese Jahre in Konzentrationslägern zubringen müssen. Ihr inzwischen militärpflichtig gewordener Sohn mußte für das Hitler-Regime seine Haut zu Markte tragen. Ihre Wohnung war längst von den Nazis ausgeräubert worden.

Bis Schlutup war nichts von Zerstörungen zu bemerken. Erst als wir uns auf der Autobahn nach Eutin befanden und unsere Blicke sich auf Lübeck richteten, sahen wir, was dort die Bomben angerichtet hatten. Außer einem zerstörten Bauernhaus im Dorfe Techau, wo wir in einem sauberen Kuhstall übernachteten und von dem Besitzer gut verpflegt wurden, waren auf dem Wege nach Eutin und Plön keinerlei Bombeneinwirkungen zu bemerken. Weiter gings über Preetz nach Elmschenhagen, einem Vorort von Kiel. Trümmer über Trümmer. Das Radfahren durch die Stadt Kiel — besser ausgedrückt durch das Trümmergebirge, welches einstmals Kiel geheißen wurde, erwies sich als unmöglich. Mit unseren Rädern balancierten wir über die Trümmer jenem Punkt zu, wo die Straße nach Eckernförde verlaufen mußte. Wir fanden sie, und weiter gings zur Levensauer Hochbrücke, die von britischer Militärpolizei gesperrt war. Riesige Menschenschlangen säumten den Weg bis zur Brücke hinauf. Dank unseres Passierscheins kamen wir ungehindert über die Brücke. Kaum 80 km trennten uns von der Heimat an der Grenze.

In Eckernförde, wo wir den ersten KZ-Kameraden seiner Familie zuführen konnten, wurde noch einmal übernachtet. Meinen dort wohnenden Verwandten, die mich bereits abgebucht

hatten, erschien ich als ein von den Toten Auferstandener. Die Landschaft auf der Tour nach Schleswig atmete gleichfalls Frieden, wie die hinter uns liegende Strecke seit dem Passieren des Kieler Kanals — nichts war zerstört. Nach dem Passieren Schleswigs kamen uns deutsche Soldaten entgegen, die ihre Bagage auf kleinen Karren, Kinderwagen und sonstigen primitiven Beförderungsmitteln mit sich führten. Von Dänemark kamen sie und strebten nun ihrer im Süden belegenen Heimat zu. Kurz nach Mittag war's, als uns die Türme und ersten Häuser Flensburgs nach vielen Jahren der Trennung wieder grüßten. Die Stadt hatte wenig gelitten. Es war der Sonnabend vor Pfingsten, als ich bei meiner Frau unerwartet eintraf; sie konnte mich an derselben Tür begrüßen, wo die Gestapo mich vor sechs Jahren verhaftete und ins KZ brachte.



Radmer, am 31.3.47.

Mein lieber Freund L i e n a u !

Eben von einem kurzen Aufenthalt aus der Schweiz heimgekehrt fand ich Deinen so überaus lieben und interessanten Brief hier vor. Ich möchte Dir von ganzem Herzen dafür meinen Dank sagen. Besonders interessierte mich die beigelegte Durchschrift Deiner Zeugenaussage an die britische Militärregierung und ich hoffe, dass mir noch in absehbarer Zeit einmal die Gelegenheit gegeben wird, mich mit Dir über vieles Interessante, was auch meine Person betrifft, zu unterhalten. Ich hoffe Du hast von allem was Dir erinnerlich war genaue Aufzeichnungen gemacht. Ich bin ja nur glücklich, dass Du lebend und gesund aus dieser Hölle herausgekommen bist und es Dir und Deiner verehrten Gemahlin gut geht.

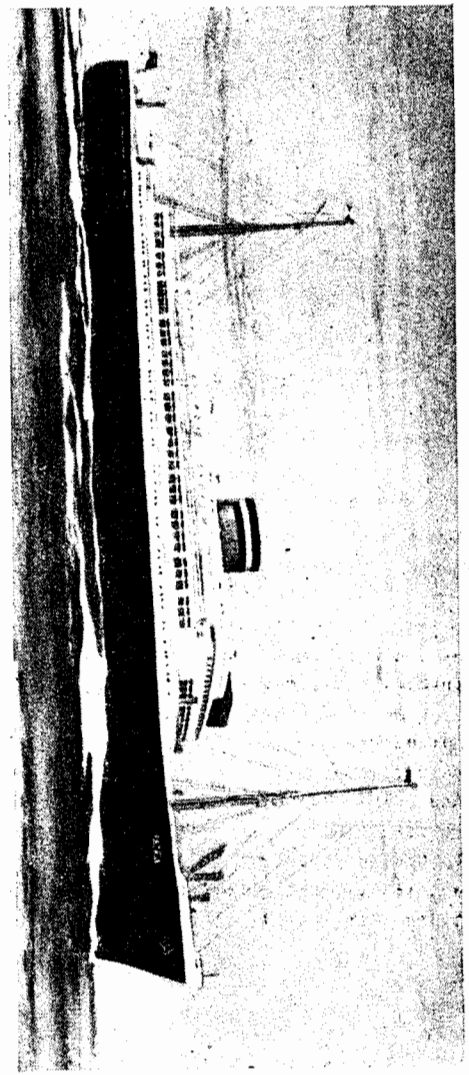
Darf ich Dich bitten, wenn Du Emil B ü g e schreibst, herzliche Grüsse zu übermitteln und dass ich mich noch gerne an seine interessanten Reisebeschreibungsvorträge erinnere.

Mit den allerherzlichsten Grüssen verbleibe ich Dein

aufrichtig getreuer

Ernst Hohnbergs

Faksimile eines Briefes Ernst Fürst Hohnbergs, Tischkamerad des Verfassers



„Patria", letzter Sitz der Dönitz-Regierung in Flensburg-Mürwik (Brücke vor dem Mützelburg-Lager)
Die „Patria" wurde von der Sowjet-Regierung übernommen

24. Kapitel

Zeiten des Zusammenbruchs eines Volkskörpers werden bestimmt durch das vorherrschende Wirken der schlechtesten Elemente.

Hitler, „Mein Kampf", 9. Kapitel

Flensburg, Ende des „Tausendjährigen Reiches"

Der deutsche Rundfunk erließ in den Abendstunden des 1. Mai 1945 nachfolgende Proklamation an des deutsche Volk:

„Aus dem Führerhauptquartier wird gemeldet, daß unser Führer Adolf Hitler heute Nachmittag in seinem Befehlsstand in der Reichskanzlei, bis zum letzten Atemzuge gegen den Bolschewismus kämpfend, für Deutschland gefallen ist.

Am 30. April hat der Führer den Großadmiral Dönitz zu seinem Nachfolger ernannt. Der Großadmiral und Nachfolger des Führers hat an das deutsche Volk folgende Proklamation erlassen usw."

In dieser Proklamation wurde zum letzten Mal zum Widerstand aufgefordert, immer noch im Vertrauen auf den schon zum Märchen gewordenen Endsieg. Dönitz war also nunmehr der Führer, und weil er von Berlin aus die Regierungsgeschäfte, soweit von diesen überhaupt noch die Rede sein konnte, nicht führen konnte, „regierte" er auf der Flucht von seinem Auto aus, bis er in Flensburg sozusagen wieder festen Boden unter den Füßen hatte. Das Regieren war also zum ambulanten Gewerbe geworden.

Außer der „Regierung Dönitz" war auch Himmler mit seinem Stab auf dem Wege oder, besser gesagt, auf der Flucht nach Flensburg, weil von dort aus noch die Möglichkeit zum Überschreiten der dänischen Grenze bestand. Beim Wettlauf nach Flensburg traf Himmler als erster am 2. Mai 1945 mit seinem Stab hier ein. Ein Teil seiner Leute wurde im Museum untergebracht, welches durch die Einquartierung sehr demoliert wurde. Himmler selbst wohnte einige Tage lang im

Zimmer 59 des Polizeipräsidiums. Während des Tages hielt er sich zumeist in der Feuerwehrschule in Harrisleefeld im Norden Flensburgs auf, wo ein Teil seines mitgeführten Fuhrparks stand, darunter ein Lastauto, auf dem ein Kuhstall aufgebaut war. Darin wurde zum persönlichen Bedarf Himmlers eine Milchkuh mitgeführt.

In Harrislee fanden noch wüste SS-Gelage statt. Es war noch alles reichlich vorhanden an den erlesensten Lebens- und Genußmitteln: Schinken in Dosen, Wurst, Schokolade, Zigarren und Zigaretten, kurz alles, was das Volk schon seit Jahren nicht mehr bekommen hatte.

Himmlers Flucht nach Flensburg war recht abenteuerlich, weil er sich der Verhaftung durch die im Eilmarsch vorrückenden englischen Truppen entziehen wollte. In Hohenlychen und Lübeck hatte er noch kurz zuvor mit dem Grafen Folke Bernadotte, dem Präsidenten des schwedischen Roten Kreuzes, verhandeln wollen, um für sich persönlich Vorteile zu erreichen, als ihm endlich einleuchtete, daß der Krieg verloren war. Es gab nichts mehr zu verhandeln. Hals über Kopf mußte der einst so allgewaltige „Reichs-Heinrich" seinen Wagenpark nördlich Lübeck im Stich lassen, wo ich auf dem Wege vom Dorf Techau nach Timmerdorfer Strand die verlassenen Autos stehen oder umgekippt liegen sah.

Von den Bauern unterwegs erfuhr ich, daß die britische Militärregierung Himmler suchte und daher neben den Verhören der Einwohner auch Durchsuchungen der Gehöfte vornahm. Zwischen Eutin und Plön war die Spur verloren gegangen; es erwies sich, daß Himmler beim Eintreffen der Besatzungs-Vortruppen schon nach dem Norden Schleswig-Holsteins entkommen war.

Der Kommandant Lüth, ein Brillantenträger, war willens, Flensburg zu verteidigen und die Stadt der Vernichtung auszusetzen. Bis zum Ablauf des Ultimatums der britischen Truppen, die noch südlich des Kieler Kanals vorrückten, waren es nur noch Stunden, Stunden höchster Besorgnis für die Flensburger Bevölkerung, die jeden Augenblick ein Bombardement erwarten konnte, das für sie und die Stadt das Ende bedeutete.

In diesen schicksalsvollen Stunden war es ein einfacher Matrose, der durch sein unerschrockenes Eingreifen die entscheidende Wendung herbeiführte — er schoß kurzerhand den Kommandanten Lüth nieder und rettete durch seine Tat das Leben tausender Bewohner und die Stadt selbst vor völliger Vernichtung. Die Erklärung Flensburgs zur offenen Stadt wurde von Marineangehörigen telefonisch nach Neumünster durchgegeben, das inzwischen kampflos von den britischen Vortrupps besetzt war.

Zur gleichen Zeit — es war der 3. Mai — hatte die Kieler Polizei die Initiative ergriffen und ein Übergabekommando mit weißer Fahne und Dolmetscher in Richtung Neumünster ausgesandt; bei Bordesholm traf es bereits auf eine Vorausabteilung, die Kenntnis nahm, daß Kiel keinen Widerstand leiste. Am 4. Mai, 16 Uhr, traf eine britische Militärabordnung im

Panzerspähwagen vor dem Kieler Rathaus ein, wo die kampflose Übergabe der Stadt erfolgte.

Die Flensburger Gestapo hatte das Polizeipräsidium geräumt und war mit einigen Wagen voll Akten die Friesische Straße bis zur Boreasmühle hinausgefahren, wo vor allem die sie belastenden Akten der „Politischen" verbrannt wurden. In den von der Flensburger Gestapo verlassenen Räumen des Polizeipräsidiums machte sich die „getürmte" Berliner Gestapo breit und plünderte alles gründlich aus. Nicht eine Schreibmaschine ließen sie bei ihrem Abzug zurück.

Nicht nur die Gestapo hatte Himmler mitgebracht, nein, er rettete auch noch das Reichskriegsgericht nach Flensburg und quartierte es in die Volksschule (Jugendherberge, Apenrader Straße) ein. Auf dem Hofe der Reichspost repräsentierte ein Nachrichtenwagen den „Reichsender Flensburg", obwohl der Flensburger Sender auf Jürgensby noch in Gebrauch war. Diesen Nachrichtenwagen hatte Himmler vorsorglich für sich reserviert, weil er mit Recht vermuten durfte, daß der offizielle Reichssender Flensburg auf Jürgensby von Dönitz in Benutzung genommen würde.

Auf eine Kraftprobe konnte es der „Reichs-Heinrich" nicht ankommen lassen, weil er keinen einzigen Gestapomann noch SS-Leute zur Verfügung hatte; Dönitz konnte den einst so gewaltigen Reichsführer-SS kurzerhand verhaften lassen. Mit dieser Möglichkeit rechnend, mied Himmler auch die Nähe des Kommandogebäudes in Mürwik.

Am 5. Mai 1945 ordnete Himmler eine Dienstbesprechung im Polizeipräsidium an, in welcher er ein „Unantastbares Deutschland von Flensburg bis zur Eider" ausrief. Zuvor hatte er sich — auf seine eigene Sicherheit bedacht — einen Flensburger Gastwirt engagiert, der ihm alle möglichen Schlupfwinkel zeigen mußte. Offensichtlich hatte er zu diesem unantastbaren Deutschland selbst kein Vertrauen mehr. Mit seinem Mut war es auch nicht weit her; denn als am 3. Mai die Sirenen heulten, flüchtete er in einen Luftschutzkeller eines in der Nähe der Reichsbank gelegenen Wohnhauses, wo er durch sein ratloses Getue, Jammern und Flehen den dort versammelten Bewohnern des Hauses den Beweis lieferte, welch eine erbärmliche Figur dieser einst so mächtige und gefürchtete Gebieter über Millionen Menschenleben war.

Während der ersten Tage seines Flensburger Aufenthalts zeigte sich Himmler noch mit voller Kriegsbemalung in den Straßen der Stadt und im „Bahnhofs-Hotel". Als ihm die Situation zu ungemütlich wurde, verzog er sich wieder nach dem Grenzort Harrislee, wo er in der Feuerwehrschule zunächst eine äußerliche Veränderung vornahm — der „Reichs-Heinrich" verpaßte sich eine Feuerwehr-Uniform, die er dann später gegen einen Zivilanzug auswechselte.

Als Zivilist hielt sich Himmler dann wieder einige Tage in Flensburg auf, wo er im „Schwarzen Walfisch" sein Standquartier aufschlug. Im „Schwarzen Walfisch" zu Askalon konnte sich ein Gast noch erlauben, drei Tage zu kneipen, bis er steif

So haben Wir dir solches zu deiner Nachricht und ferneren Gelebung hiedurch allergnädigst kund thun wollen. Gegeben auf Unserer Residentz zu Copenhagen, den 16 Aprilis 1731.

CHRISTIAN R.

An die Commandanten zu Rendsburg, Glückstadt und Friderichsort, jeden besonders.

Num. XVI.

Desgleichen Befehl, in Ansehung der von dem Land-Drosten zu Pinneberg, nach der Hitler-Schantze zu sendenden Holtz-Diebe, vom 9 Aug. 1700.

Friderich der Vierte ꝛc. ꝛc. Edler, lieber Getreuer. Es ist hiemit Unser allergnädigster Wille und Befehl, daß, wann inskünftige einige Holtz-Diebe aus dem Pinnebergischen mit Unsers dasigen Land-Drosten von Ehrenschilds Attest, solchen ihres Verbrechens wegen, dir zugesandt werden möchten, du selbige auf der Hitler-Schantze annehmen, in Eisen schliessen, und bis weiter auf einige Zeit an der Karre arbeiten lassest. Wornach ꝛc. Geben in Unserer Stadt und Veste Glückstadt, den 9 August. 1700.

FRIDERICH R.

An den Major Haliborton, als Commandanten auf der Hitler-Schantze.

Hitler-Schanze
Faksemile einer Verordnung von 1700

wie'n Besenstiel am Marmortische lag. Das konnte sich Himmler nicht mehr leisten, denn die Zeit drängte, von diesem ungemütlichen Fleck fortzukommen. Ein Entkommen über die Grenze nach Dänemark war ausgeschlossen, und deshalb nahm er zunächst bei einem Bauern in dem Dorf Ausacker Wohnung, von wo er dann wie ein gehetztes Reh seinen Weg südwärts über den Kanal nahm. In der Nähe von Bremen hat er bald darauf Selbstmord durch Gift verübt.

Das unter Ausschluß der Öffentlichkeit von Himmler ausgerufene „Unantastbare Deutschland von Flensburg bis zur Eider" hatte offenbar auch Hitler schon vorgeschwebt, als er einsah, daß der nördliche Teil Deutschlands abgeschnürt wurde. Wenn ihm bekannt gewesen wäre, daß in der Nähe der Stadt Glückstadt vor einigen hundert Jahren noch ein befestigter Wall unter dem Namen „Hitler-Schanze" existierte, dann wäre bestimmt dieses altertümliche Bollwerk in Verteidigungszustand gesetzt worden. Die „Hitler-Schanze" diente damals nur den Holzdieben und Karrengefangenen als „Straflager". Nachdem Hitler sich als größter und einmaliger aller Verbrecher der Welt offenbart hatte, hätte sein Name dieser alten Schanze neuen traurigen Ruhm verleihen können.

Doch auch nördlich der Eider gab es noch einen alten Befestigungswall, das von der dänischen Königin Thyra erbaute „Dannewerk", zwischen der alten Wikingerstadt Haithabu bei Schleswig und der Treeneniederung bei Hollingstedt, welches von dem „Kriegsführungsgenie" Hitler als letztes Bollwerk den Tanks der anstürmenden Truppen der Alliierten trotzen sollte. Wie sich der mit dem Knüppel bewaffnete Volkssturm unter dem Kriegshelden Hitler ausnehmen müßte, hat Bo Böjesen im „Rummelpott" — redigiert von C. J. Bech — recht anschaulich und humorvoll wiedergegeben. Auch ich möchte diese Zeichnung: Den sidste Skanse (Die letzte Schanze) den Lesern nicht vorenthalten, schon um zu zeigen, daß auch den Dänen trotz der Naziterrorherrschaft der Humor nicht verloren gegangen war.

Während der letzten Phase der Naziherrschaft in Dänemark, wo bereits das Ende auf Tage hinaus zu berechnen war, glaubte sich die Gestapo noch besonders stark. Ein Buchhändler in Kopenhagen hatte es ihr dadurch angetan, daß er in seinem Schaufenster englische Bücher ausstellte und mit einem Plakat: Lernt beizeiten Englisch! Reklame machte.

Flugs inhibierte die Gestapo das Vorhaben des Buchhändlers und verlangte, daß statt der englischen, deutsche Bücher angepriesen werden, denn — so betonten die Gestapoleute: Noch sind wir da! Am nächsten Morgen waren deutsche Bücher ausgestellt mit dem Plakat: Lernt Deutsch, ehe es zu spät ist!

Da auch dieses Plakat als eine Provokation angesehen wurde, mußte der Buchhändler erneut das Fenster ausräumen, doch wurde ihm gestattet, zwei gute Gemälde und ein gutes Buch auszustellen, damit das Schaufenster nicht so öde in der Umgebung wirkte. Am nächsten Morgen prangten im Fenster die lebensgroßen Bilder Hitlers und Mussolinis nebeneinander. Vor diesen Bildern angelehnt, fand sich das weltbekannte Werk des Franzosen Victor Hugo: „Die Elenden" (Les Misérables). Den

Bo Böjesen: „Den sidste Skanse" (Die letzte Schanze) frei nach dem Bild: Königin Thyra auf dem Dannewerk, dem alten dänischen Verteidigungswall bei Schleswig-Haithabu, von Lorens Frölich

Buchhändler fand die Gestapo nicht; er fand sich erst einige Zeit später wieder ein, als die Nazis Hals über Kopf Dänemark verließen.

In das ohnehin schon stark mit Flüchtlingen aus den Ostgebieten Deutschlands überfüllte Gebiet nördlich des Kieler Kanals strömten unaufhörlich die Menschenmassen, welche die vorrückenden russischen Truppenverbände fürchteten. Unter den schon vor Monaten nach hier Geflüchteten befanden sich vorwiegend prominente Nazis mit ihren Angehörigen. Sie hatten beizeiten ihre Koffer gepackt und kamen in Autos hier an; „Gäste des Führers" nannten sie sich und benahmen sich bei der Bevölkerung überhebend und anmaßend. Ihnen war offenbar noch nicht zum Bewußtsein gekommen, daß hier die letzte Etappe erreicht war, und das Ende des „Hitler-Reiches" bevorstand.

So beherbergte Flensburg auch Alfred Rosenberg mit Frau und Tochter. Sorgen bereitete ihm im Augenblick nicht der „Mythos des 20. Jahrhunderts", sondern die Frage des Fortkommens aus dem immer enger werdenden Netz. Fliehen nach Dänemark! Jawohl — doch hier zeigte sich die Tücke der Kleinigkeiten: sein einziges Paar brauner Schuhe mußte neu besohlt werden, aber der Schuster ließ sich mit dem Besohlen Zeit. Die Zeit war für Rosenberg sehr kostbar, und so mußte er einen andern Weg suchen, um von der Bildfläche zu verschwinden. Hitlers Leibarzt Dr. Brandt versah ihn mit einem Gipsverband — vorgetäuschter Beinbruch —, und Rosenberg wurde ins Lazarett eingeliefert. Nach einigen Tagen hatte man ihn dort allerdings schon ausfindig gemacht. Er wurde festgenommen mitsamt dem beteiligten Arzt und dem Pflegepersonal. Aus war's mit dem Traum einer Flucht ins Ausland. Zum „Regieren" war er ohnehin nicht gekommen.

Dönitz hatte in der Nacht vom 30. April zum 1. Mai noch mit Himmler in Lübeck auf der Flucht gesprochen. Den Kieler Kanal passierte Dönitz bald darauf in Holtenau, wo er mit Admiral von Friedeburg noch eine Unterredung hatte, deren Gegenstand die unabwendbare Kapitulation Deutschlands war. Nach der Ankunft in Flensburg nahm Dönitz am 2. Mai auf der „Patria", welche an der Landungsbrücke vor dem Marine-Kommandantur-Gebäude festgemacht hatte, Wohnung. Der Stab war in einem der nahegelegenen Läger untergebracht.

Die Beratungen des „Kabinetts Dönitz" begannen am 3. Mai 1945, vormittags 10 Uhr, im Kommando-Gebäude. Teilnehmer waren außer Dönitz noch Außenminister Schwerin von Krosigk, Minister Seldte und — last not least — als Geduldeter: Himmler. Sie beschäftigte die Frage: „Wird es noch einen Kampf geben?" Die nun zu fällenden Entscheidungen dürften dem Rest-Kabinett schwer zu schaffen gemacht haben, denn von Zeit zu Zeit vertraten sich die Herren vor dem Gebäude die Beine und holten Atem in freier Seeluft. Die Marionetten-Regierung in der neu etablierten „Wilhelmstraße" bekam zu den bisherigen Sorgen noch weitere. Die Parlamentäre der Alliierten trafen am 5. Mai in Mürwik ein und isolierten die „Regierung Dönitz" in einer Enclave, die sie nicht verlassen durfte.

Bemerkenswert ist noch, daß einige Stunden vor dem Eintreffen der alliierten Parlamentäre Dönitz über den Reichssender Flensburg bekannt gab, daß Deutschland nicht kapitulieren werde. Bis zum Letzten sollte gekämpft werden — Worte und Prahlereien, wie das deutsche Volk sie von Hitler und Goebbels jahrelang täglich gehört hatte. Womit gekämpft werden sollte, gaben die Herrschaften allerdings nicht an. Was sich in Mürwik zwischen Kommando-Gebäude und der „Patria" abspielte, war weiter nichts als eine Operette. Bewaffnete Marinesoldaten bewachten die Brücke des Schiffes. Stäbe hatten sich gebildet, und Dutzende von Generalen, Admiralen und sonstige mit Orden und Abzeichen ausstaffierte hohe Herren liefen durcheinander, richteten sich Vor- und Sprechzimmer ein, leisteten sich Ordonanzen, Fahrbereitschaften, gaben Befehle, kommandierten und begrüßten sich in den Gängen und Kajütträumen mit steifem Zeremoniell. Soldaten, die keine Ehrenbezeigungen erweisen wollten, erhielten Arrest, allerdings nur stundenweise.

Noch in der Nacht vom 5. zum 6. Mai 1945 rückten die Vorhuten der britischen Streitkräfte in Flensburg ein und besetzten die Hauptpost. Ein stärkerer britischer Truppenverband folgte am 6. Mai um die Mittagszeit, von Schleswig kommend, und bezog auf dem Flugplatz am Schäferhaus Quartier. Am Dienstag, dem 8. Mai, gab der neue Außenminister Schwerin-Krosigk im Flensburger Rundfunk die bedingungslose Kapitulation aller deutschen Streitkräfte zu Lande, zu Wasser und in der Luft bekannt.

Generaloberst Jodl und Generaladmiral Friedeburg hatten am Montag, dem 7. Mai, morgens 2,41 Uhr in Reims in Eisenhowers Hauptquartier durch ihre Unterschrift bekundet, daß sich das deutsche Volk und die deutsche Wehrmacht auf Gnade und Ungnade den Siegermächten in die Hand gegeben habe.

Die Ratifizierung der bedingungslosen Kapitulation fand am 8. Mai in Berlin statt, wo Feldmarschall Keitel vor den Bevollmächtigten der Alliierten Shukow und Tedder die Kapitulationsurkunde unterzeichnete. Am 8. Mai, eine Minute nach Mitternacht, erhielten die Armeen den Befehl, das Feuer einzustellen. Damit endete der zweite Weltkrieg in Europa.

In Flensburg-Mürwik regierte Dönitz weiter auf der „Patria", als wenn ihn die Kapitulation nichts anging. Befehlsausgabe, Wacheinteilung und was sonst noch zum militärischen Dienst gehörte, wurde weiter gehandhabt. Das Possen- und Operettenspiel nahm seinen Fortgang, dank der neu hinzugekommenen bzw. geflüchteten militärischen Mitspieler.

Abseits dieser Posse vollzog sich am Ausgang der Flensburger Außenförde, in der Geltinger Bucht, der Schlußakt einer Tragödie, die im dänischen Svendborg zu einem Zeitpunkt begonnen hatte, als bereits feststand, daß nichts mehr zu retten und die Kapitulation unabwendbar sei. Was sich ereignete, bewies, daß Dönitz keinerlei Befehlsgewalt über Heer, Marine und Luftwaffe besaß. Jeder Befehlshaber einer noch so kleinen Truppen- bzw. Schiffseinheit handelte nach eigenem Ermessen und Entschlüssen und war bereit, den Krieg auf eigene Faust weiterzuführen.

Nachdem der Tod Adolf Hitlers bekannt geworden war, gab es ein Tohuwabohu in Heer und Flotte. Für die Soldaten war der Krieg zu Ende; sie wollten nach Hause und vor allem der Kriegsgefangenschaft entgehen. Anders die Offiziere; sie wollten weiterkämpfen, zunächst um ihre Position zu retten, und scheuten sie nicht davor zurück, die sog. Disziplin mit Erschießungen aufrecht zu erhalten. Noch in den ersten Tagen des Mai wurden im dänischen Sonderburg vierzehn Marineangehörige standrechtlich erschossen — der Aufrechterhaltung der Disziplin wegen.

Die bereits in Eilmärschen vorrückenden britischen Truppenverbände Montgomerys bewirkten, daß am 5. Mai eine Teilkapitulation der deutschen Streitkräfte erfolgte. Danach hatten auch die Schiffe ihre gegenwärtigen Häfen und Ankerplätze nicht mehr zu verlassen. Der Kapitänleutnant Sander in Sonderburg war gegenteiliger Meinung; er wollte weiterkämpfen und stellte noch ein Bataillon zusammen, mit welchem er das bereits gefallene Berlin retten und gegen Rußland den Krieg weiter führen wollte.

Um die Kriegsstimmung erneut anzufachen, arrangierte Sander am 5. Mai einen Kameradschaftsabend, auf dem er von Weitermachen oder Gefangenschaft und vor allem von der Aufrechterhaltung der Disziplin redete. Seine Ausführungen gipfelten in den Worten: Der Wiederaufbau kann nur im Geiste des Nationalsozialismus erfolgen!

Daß die Kriegsstimmung vollends geschwunden war, wurde sehr bald offensichtlich. Der Matrose Wehrmann und drei seiner Kameraden wollten nicht weiter mitmachen; nach Hause zu kommen, war ihr sehnlichster Wunsch, denn ihr Bedarf an Krieg und Gefangenschaft hinter Stacheldraht war mehr als reichlich gedeckt. Sie kamen nicht weit, eine Gruppe dänischer Widerstandskämpfer griff sie auf und brachte alle vier zum Bataillon Sander zurück, wo sie zunächst an Bord des Schnellbootes „Buea" in eine Zelle eingesperrt wurden.

Noch in der Nacht zum 6. Mai verließ die Schnellbooteinheit einschließlich der „Buea" Sonderburg und ging in der Geltinger Bucht vor Anker, obwohl laut Anordnung Montgomerys das Verlassen der Liege- und Ankerplätze, wie das Selbstversenken von Schiffen untersagt war. Sander — ein Fanatiker und Streber und im Innern seines Herzens verbissener Nationalsozialist — ließen diese Anordnungen, welche die Waffenruhe betrafen, kalt.

Der 6. Mai verlief ruhig. Alles wartet auf das Kommando bis zum 7. Mai, als in der Frühe gemunkelt wurde, daß die Schnellboote gegen Rußland eingesetzt werden sollen. Gegen 19 Uhr wurde auf der „Buea" bekannt, daß die Kapitulation mit allen Feindmächten abgeschlossen sei und um 24 Uhr die kriegerischen Handlungen beendet waren. Am 8. Mai sollte in der Geltinger Bucht die Übergabe vor sich gehen. In den Vormittagsstunden legten die Schiffe nebeneinander; anschließend wurde die Flagge niedergeholt und das Deutschlandlied gesungen. Am 9. Mai abends kam noch ein Kurlandboot zurück, welches sich gleichfalls in die Reihe der Schnellboote eingliederte.

Mit dem Weitermachen, wie Sander es vor hatte, war es aus, doch wollte er noch zeigen, daß er Befehlshaber sei über die Mannschaften. Die im Arrest sitzenden Matrosen sollten exemplarisch bestraft werden, weil sie sich der Disziplin nicht gefügt hatten — ja, schlimmer noch: sie waren nach seiner Ansicht fahnenflüchtig geworden, allerdings zu einem Zeitpunkt, als schon an Stelle des Krieges das Chaos getreten war.

Das Ungeheuerliche geschah. Sander, der Kriegsgefangene der Alliierten, berief am Morgen des 9. Mai, nachdem am Tage zuvor der Krieg durch die Kapitulation sein Ende fand, ein Kriegsgericht zusammen, welches wegen der „Fahnenflucht" der vier Matrosen ein Urteil fällen sollte. An Bord der „Buea" trat das Kriegsgericht zusammen mit Kapitänleutnant Sander als Ankläger, dem Marinerichter Holzwig, dem Oberstabsarzt Busch, Fregattenkapitän Schultz, dem Kapitän v. Dresky und dem Mannschaftsvertreter Faustmann als Beisitzer. Die Tags zuvor heruntergeholte Kriegsflaggte deckte den Richtertisch, vor dem sich die vier Matrosen wegen „Fahnenflucht" verantworten sollten. Für sie einen Verteidiger zu bestellen, hatte der Richter Holzwig nicht für nötig erachtet.

Die Verhandlung selbst sollte nichts weiter sein als eine Formsache. Sie dauerte daher auch kaum zwanzig Minuten bis zur Urteilsfällung. Drei Matrosen wurden zum Tode verurteilt, der vierte, Schwalenberg, erhielt drei Jahre Zuchthaus. Die Urteile mußten noch bestätigt werden. Dönitz in Flensburg war weit entfernt von der Geltinger Bucht; also legte Sander dem Kommodore Rudolf Petersen, ein Pastorsohn von der Insel Alsen, das Urteil zur Bestätigung vor. Petersen wollte seine Unterschrift nicht hergeben; endlich, nachdem Sander stundenlang auf Petersen eingeredet hatte, unterschrieb dieser die drei Todesurteile, die am 10. Mai 1945 — zwei Tage nach Kriegsschluß — auf dem Heck des Schnellbootes „Buea" vollstreckt wurden! Die gesamte Mannschaft mußte antreten und diesem grausamen Akt der Erschießung ihrer Kameraden zusehen. Kapitänleutnant Merkel, der die Exekution leitete und die zusätzlichen Fangschüsse abgab, rühmte sich noch am Tage nach dieser blutigen Tat mit den Worten: Diese Schweine sind nichts mehr wert, als umgelegt zu werden!

Nach der Erschießung war das Verhandlungsprotokoll verschwunden und über die Exekution wurde überhaupt kein Protokoll angefertigt. Dies „Kriegsgericht nach der Kapitulation" hatte sich den Kommentar zum Militärstrafgesetzbuch zu eigen gemacht, in dem es hieß: Es ist die Pflicht des Richters, seine Vorschriften im Geiste der nationalsozialistischen Rechtserneuerung auszulegen. Die Marinejustiz insbesondere war der nationalsozialistischen Ideologie besonders zugetan.

Es ist nicht bekannt geworden, ob Dönitz von dieser Bluttat in der Geltinger Bucht Mitteilung erhielt und wenn schon, dann wäre es fraglich gewesen, wie er darauf reagierte. Er ließ alles seinen Weg gehen, wie es wollte. Jeder befahl, wenn auch nicht all und jeder den gegebenen Befehl ausführte.

Ein Nachrichtenoberst, der sich vom OKW-Stabsquartier Jüterbog über Plön, wo sich Ribbentrop mit seinem Kraftfahrer

die tägliche halbe Dose Fleischkonserve teilte nach Flensburg abgesetzt hatte (während noch Tausende von Soldaten in umgekehrter Richtung zum „Kampf um Berlin" in Marsch gesetzt wurden), hatte es fertig gebracht, mit einigen auf der Landstraße aufgelesenen Funkern und Fernsprechern eine „Nachrichtenabteilung — Reich" aus dem Boden zu stampfen. Auftrag: Nachrichtenverbindung mit den deutschen Stäben, die unter Shukow, Montgomery und Eisenhower die Auflösung deutscher Truppenverbände leiteten.

In Twedterholz und an der Förde fuhren Funkwagen auf. Nur mürrisch nahmen die Funker noch einmal die Kopfhörer um — aber sie taten es, denn sie wollten lieber in ihren Wagen hocken und morsen, als in die Lager gehen, aus denen so schnell kein Weg wieder hinausführte. Fernsprechbautrupps wurden ausgesandt, Funktrupps aufgestellt, die nach Krefeld zu Eisenhower, nach Lüneburg zu Montgomery, nach Berlin zu Shukow abrücken sollten. Ein Major, ehemals Nachrichtenkommandant im „Führerhauptquartier", sprach von Manneszucht, Haarmähnen, Einsperren. „Freikorps Deutschland", sagt ein Oberleutnant und streckt das Kinn vor, um aber doch eine halbe Stunde später seine Pistole in die Förde zu werfen. Funkverbindungen kommen tatsächlich zustande.

Ein General aus dem Westen beschwerte sich, daß ihm die Alliierten eine untergeordnete Funktion bei der Rückführung und Entwaffnung von Verbänden zugewiesen hatten. Jodl ließ zurücksenden: „Beruhigen Sie sich, auch Sie sind nur ein Huhn, das noch ein Ei legen will, um dann in der Suppe gekocht zu werden."

Bei der „Dönitzoperette" auf der „Patria" hatte Himmler nur im ersten Akt, und zwar in der ersten Szene, mitgewirkt. Dann war es ihm ratsam erschienen, hinter den Kulissen zu verschwinden und sich um die Sicherheit seiner eigenen Person zu sorgen, wie schon bemerkt wurde. An seine Stelle trat dann bald ein anderer Mitspieler, damit das Stück seinen Fortgang nehmen konnte. Als die Parlamentäre am 5. Mai in Mürwik erschienen, war Himmler schon ausgeschieden und auf Solo-Tournee gegangen. Weniger aktiv in der Besetzung war der General-Quartiermeister Toppe, der bei der späteren Vernehmung durch die Offiziere der Alliierten nur über Bestände und Lagerwerte der deutschen Wehrmacht Auskunft zu geben hatte.

Die Regierungsbesatzung auf der „Patria" hatte sich nach der Kapitulation um einige Mitglieder erhöht; es waren höhere Offiziere der Alliierten, die als Beobachter kommandiert wurden, im übrigen jedoch Dönitz mit seiner „Regierung" ungestört Befehle erteilen ließen. Es fiel auch mir nicht schwer, zur „Patria" Zutritt zu erhalten, dank meines Neffen, der in der Uniform eines Oberfähnrichs Dolmetscherdienste bei den Engländern leistete. So nebenbei wurde mir erzählt, daß noch am 17. Mai ein Kapitänleutnant auf Dönitz Befehl erschossen worden sei. Ob dieses auf Wahrheit beruhte, interessierte mich nicht, angesichts der Tatsache, daß die Nazis Massenmorde an Millionen Unschuldiger ausgeführt hatten.

Eines war an Bord der „Patria" bezeichnend: der Korpsgeist lebte weiter bei den gewesenen Offizieren des damaligen OKW. Dönitz und seine Mannen konnten es den sie vernehmenden englischen Offizieren nicht verzeihen, daß als Dolmetscher ein Oberfähnrich fungierte, und dieser dem Admiral gegenüber weder Haltung einnahm noch den einstigen Rang als höchster Offizier respektierte. Sämtliche Rangunterschiede waren durch den Dolmetscher-Offizier beseitigt. Hier hatte selbst der Admiral dem Oberfähnrich als Dolmetscher die geforderte Auskunft zu geben und mußte sich notfalls noch von diesem Zurechtweisungen gefallen lassen.

Recht interessant gestaltete sich die Vernehmung des ehemaligen Ministers Seldte, der auf Fragen Antwort zu geben hatte, die seine politische Einfluß-Sphäre betrafen. Mit allen Mitteln versuchte er sich als völlig unbedeutenden Mann unter der Fuchtel Dr. Leys hinzustellen, was bei seinem biederen und harmlosen Auftreten fast glaubhaft erschien.

Überhaupt stellte sich bei allen Verhören (seien es nun „große" oder „kleine" Leute gewesen) heraus, daß niemand irgendwelchen Einfluß hatte — eine Tendenz, die uns auch später aus den Kriegsverbrecherprozessen sattsam bekannt wurde.

Schweren Kummer bereitete den Offizieren um Dönitz die Aufhebung der Rangunterschiede und das Fortfallen der Grußpflicht für die „Untergeordneten" und die Mannschaften. Es fanden sich unter den Stabs- und Verbindungs-Offizieren immer noch einige widerliche „Schleimer" darunter, als kleines Beispiel ein Kapitänleutnant Walkerling, der wohl einer der typischen kleinen Figuren jener Tage war.

Mit einer devotischen Unterwürfigkeit grüßte er jeden kleinen alliierten Wachposten oder Messediener mit „good morning", während er die „Ehrenbezeigung" (damals noch vorgeschriebene Grußpflicht gegenüber den deutschen Offizieren) seiner Landsleute überhaupt nicht beachtete — ihnen gegenüber sogar noch den „wilden Mann" markierte.

Größere Truppenverbände der Alliierten waren am 13. Mai in Flensburg eingerückt und belebten das Straßenbild. Die Regierungs-Enclave in Mürwik wurde nicht besetzt. Die Regierungsmitglieder um Dönitz konnten sich ebenso frei bewegen, wie etwa Löwen, Paviane, Gemsen usw. in den Freigehegen bei Hagenbeck.

Der 18. Mai brachte eine kleine Programmänderung. Eine russische Militärdelegation traf in Flensburg ein und begab sich an Bord der „Patria", wo immerhin ein ganz gutes Einvernehmen festzustellen war. Alliierte und deutsche Offfiziere bewegten sich zwanglos untereinander, als hätte eine Kapitulation überhaupt nicht stattgefunden. Auch ich konnte unangefochten in alle Räume an Bord gelangen; niemand fragte nach meinem Begehr oder meinen Befugnissen. Überall erhielt ich die gewünschten Auskünfte bedenkenlos, so daß ich annehmen mußte, als ein übergeordneter Informator in Zivil gehalten zu werden.

Inzwischen näherte sich die Dönitzoperette dem dritten Akt, der jedoch in der Schlußszene erheblich von dem abwich, was man sonst in Operetten zu erwarten pflegt.

Der Kalender verzeichnete den 23. Mai 1945.

Eine Panzerbrigade besetzte ein Dutzend Straßenkreuzungen an der Flensburger Förde, ein paar hundert Militärposten mit rotem Mützenüberzug springen von ihren Fahrzeugen, bilden im Laufschritt eine Kette und umstellen die Marineschule Mürwik. Britische Panzerkanonenen richten sich auf Kasernen und im Gelände verstreute Unterkünfte. Ein paar Dutzend Generäle erwachen aus ihrem letzten behaglichen Schlummer. Die Operette, die Posse, ist aus.

Mitten in den Betriebsdienst, Fahrzeugpflege, Befehlsausgabe und Wachablösung platzen am 23. Mai gegen Mittag die britischen Panzer- und Polizeikolonnen. Der Traum, den fröhlichen Betrieb nach bewährter Kasernenmanier auf Wochen, vielleicht auf Monate weiterführen zu können, ist ausgeträumt. Die Generale müssen sich mit dem gleichen Tempo aus ihren Unterkünften hinausbemühen, wie die Soldaten. Maschinenpistolen ermuntern die Funker, aus ihren Wagen zu klettern, und die Panzerleute der Division „Großdeutschland", die sich als Ordnungstrupp stark gemacht hatten, wurden bescheiden und sammeln sich still. Offiziere protestieren. Die Hoheit des deutschen Oberkommandos über die Enklave sei von den Alliierten garantiert. „Shut up and go on!" sagten die Tommy-Polizisten mit den roten Mützen, ohne eine Miene zu verziehen.

Es war die SHAEF (Supreme Headquarter Allied Expedition Forces), eine Kommission von amerikanischen, britischen und russischen Offizieren, welche so unvermittelt in das geruhsame Spiel der Marionettenregierung hineinfunkte. Alles war konsterniert. Was war nun geschehen und was wird werden. Es kam nicht mehr zu einer Kabinettsitzung, Führerbesprechung, Befehlserteilung und dergleichen mehr. Jetzt hieß es — allerdings in sehr verbindlicher Weise — Vorladungen nachzukommen.

Der „Regierungschef" Dönitz wird an Bord gebeten. Er ging und war sich darüber klar, daß diese Einladung seiner Verhaftung gleich kam. Admiral von Friedeburg folgte der Einladung nicht. Er hatte es vorgezogen, in einem Waschraum des Kommando-Gebäudes seinem Leben selbst ein Ziel zu setzen.

Ein gleiches Ende nahm der ebenfalls nach Flensburg geflüchtete Reichsjustizminister Dr. Thierak. An den „Kabinettssitzungen" hatte er nicht teilgenommen, sondern es vorgezogen, solo zu gehen. Auf „Schloß Rotenstein", dem Flensburger Gerichtsgebäude, hatte er nebst Tochter im Amtszimmer des Landgerichtspräsidenten Stiemke Quartier bezogen. Vierzehn Tage währte hier noch für ihn die Galgenfrist, bis auch er von der Military Police in ein anderes Privatquartier gebracht wurde. Dr. Thierak, wissend, was die HitlerJustiz zu Wege gebracht hatte, mochte schon ahnen, was ihm selbst nun bevorstand, weshalb er sich dem irdischen Richter entzog. Die Öffentlichkeit hat kaum etwas von seinem Selbstmord erfahren.

Von den nach Flensburg geflüchteten Naziführern hat keiner den Mut aufgebracht, die Konsequenz zu ziehen und sich eine

Kugel zu geben. Auch haben sie darauf verzichtet, die todbringende Zyankali-Ampulle zu zerkauen, obwohl sie einen kompletten Giftschrank, der in einer Apotheke sichergestellt wurde, mit nach Flensburg gebracht hatten.

Rekapitulieren wir in Stichworten:

Der Morgen des 25. Mai graut. Auf einer Wiese werden die Kolonnen gesammelt, Offiziere von den Mannschaften getrennt. Man sieht Dönitz an das Auto gehen, das ihn zum nächsten Flugplatz bringt: Schleswig-Holstein-Aktion „Münzelburg-Lager". Sämtliche Wehrmachtsangehörige, 2000 an der Zahl, werden als der klägliche Rest der ehemaligen Hitler-Armee in Marsch gesetzt, durch Flensburg geführt und in die Internierungslager der Landschaft Eiderstedt gebracht, die zunächst als Auffanglager dienten. Bewachung: Zwei Straßenpanzer. Dönitz wartet Nürnberg entgegen Die letzte Bastion des OKW als Enklave Flensburg-Mürwik, inmitten des Alliierten Besatzungsgebiets, ist gefallen.

Millionen Soldaten von der Ost- und Westfront zurückgewichen, haben Schleswig-Holstein überflutet. Die deutschen Verbände werden „eingefroren", wie der Engländer es nennt. Sie dürfen ihre Standorte nicht verlassen. Sie zu internieren, ist zunächst transporttechnisch nicht möglich. Am 8. Mai ist die bedingungslose Kapitulation in Kraft getreten; am 15. Mai noch halten als Heeressoldaten verkleidete Waffen-SS-Einheiten in den Orten längst der dänischen Grenze Kompanie-Appelle ab, legen sich Armbinden mit der Aufschrift „Post" an und machen sich an Leitungen und Masten zu schaffen. Dann durchdringen Jeeps und Panzer das dünne Straßennetz und machen dem Spiel ein Ende.

Nur in Mürwik träumte man noch weiter bis zum 23. Mai 1945. Dieser Tag brachte das Ende der großen Laufbahn des kleinen Mannes mit dem Micky-Maus-Gesicht, der 1939 als schlichter Kapitän in den Krieg gezogen war und den sein Ehrgeiz trieb, bis zum Nachfolger des „Führers" aufzusteigen, der den letzten Akt des „Tausendjährigen Reiches" beendete, in der von Hitler zur Hauptstadt erhobenen Stadt Flensburg, symbolisiert durch einen Schiffsfriedhof größten Ausmaßes. Hunderte Wracks torpedierter und gesunkener Schiffe, darunter mehr als fünfzig U-Boote mit ihren Besatzungen lagen auf dem Grunde der Innen- und Außenförde, gleichsam auch hier den Untergang der Seemacht zeichnend, der Dönitz gedient, sie kommandiert und sie mit des Dritten Reiches Herrlichkeit versinken sah.

Sic transit gloria mundi!

Nun ernten wir die Früchte der politischen Orientierung die auf unsere Weltanschauung fußt. Göbbels.

Nachlese

Bei meiner Rückkehr konnte ich zu meiner Freude feststellen, daß Flensburg unter den Einwirkungen des Bombenkrieges wenig gelitten hatte. Auch hier war ich „wieder einmal davongekommen", als ich sah, daß meine Mobilien, meine Bibliothek usw., welche während der Zeit meiner Inhaftierung von meiner Frau auf Lager gegeben wurden, fast vollzählig wieder beisammen waren; die Gestapo war nicht auf den Gedanken gekommen, dort eine Haussuchung abzuhalten.

Dennoch kam ich nicht ganz unversehrt davon. Gleich nach meiner Verhaftung durchsuchte die Gestapo meine Bibliothek. Sie fand nicht die gesuchten, weil gut verborgenen, politischen Bücher und Schriften, welche zum Teil schon die Haussuchungen während des Sozialistengesetzes überstanden. Daher hielt sie sich schadlos an den reichen Beständen meiner schöngeistigen Literatur und den auch von ihr als wertvoll und selten erkannten Werken auf allen Gebieten deutschen und fremdsprachigen Schrifttums. Also ließen die Gestapo-Marodeure mitgehen u. a. Goethes Werke (Ausgabe letzter Hand), Shakespeare (offenbar, weil er Engländer war) usw., zusammen etwa sechzig der wertvollsten Bände. Selbst zwei der seltensten Inkunabeln, die bestimmt keine anti-nazistische Tendenz aufwiesen, wurden mir entwendet. Sehr schmerzlich war der Verlust meiner Briefmarken-Sammlung, die ausschließlich seltene, alte Marken aufwies. Daß mein Radioapparat, Bargeld und ungezählte andere Dinge gleichsam mitgingen, sei nur so am Rande erwähnt.

Mein Wiedererscheinen in Flensburg wurde mit gemischten Gefühlen aufgenommen. Durch meine Frau erfuhr ich, wie wenige Freunde und Bekannte sich während der Zeit meiner Abwesenheit um sie bemühten und ihr zur Seite standen. Das Gross ging ihr im weiten Bogen aus dem Wege und mied sie wie eine Aussätzige. Erst als ich wieder zurück kam, tauchten jene Gestalten erneut auf, die mir in heuchlerischer Weise versicherten, nie Nazi gewesen zu sein. Auch die sog. „verhinderten" Pgs fehlten nicht in dem Reigen der Gruppe, die vorgaben: Wir konnten nicht anders! Allem die Krone setzen

jene auf, die aus meiner Haft- und Internierungszeit Kapital schlugen und sich noch darauf zu berufen wagten, die Gesetze der Nazis hätten ihnen das Recht gegeben, mich um meine Rechte zu bringen. Solche Köpfe gibt es heute noch — bemoost und kahl.

Angesichts aller Beteuerungen, „niemals in der Partei, SS oder SA" gewesen zu sein, konnte ich es mir nicht versagen, meiner Überzeugung Ausdruck zu verleihen, wie ich es schon früher durch Satire und Glosse in der Flensburger Presse machte. Nachstehendes Spottgedicht durften sich auch die alten Kämpfer und solche, die es nicht gewesen sein wollten, zur Freude meiner Bekannten, zu Gemüte ziehen.

Elegie eines alten Kämpfers

Von Krischan Kiekut

Herrlich waren doch die Zeiten
Als ich alter Kämpfer war,
Wo sich fügten die Gescheidten
Uns'rer frechen braunen Schar.

Als die Bonzen noch in Blüte,
Dem Pg mit stolzer Brust
Menschen, die nur zweiter Güte,
Jederzeit sich fügen mußt'.

Als sich göttergleich der Hitler
Stellte neben Wotan auf
Und als neuer Glaubensmittler
„Deutsche Christen" bracht' zu Hauf'.

Als noch täglich durch den Äther
Goebbels tobt' im Gossenton:
„Wartet nur Ihr Volksverräter
Vom KZ und Jude Kohn".

Als noch mit dem Klempnerladen
Göring seine Brust geschmückt,
Dr. Ley'sche Sauf-Tiraden
Hinlänglich das Volk beglückt,

Goebbels täglich uns versprochen,
Daß der Endsieg stünd' bevor,
Und die alten Volkssturmknochen
Stellt' als neue Waffen vor.

Als man eisern sparen mußte,
Zahlte Wochenraten ein,
Denn für Voll- und Selbstbewußte
Sollte doch ein Auto sein.

Nichts von allem ist geblieben,
Hin SS und hin SA,
Alle Gelder abgeschrieben,
Nicht ein Hakenkreuz ist da.

Nirgend hängen Hitlerbilder,
Die Pegesin schweigt sich aus,
Selbst die Nazi-Straßenschilder
Sind entfernt von Pfahl und Haus.

Niemand streckt die Hand zum Himmel,
Jeder wünscht' heut' „Guten Tag",
Aus ist's mit dem Nazifimmel,
Nur das Chaos folget nach.

Einsam blick' ich rum im Kreise,
Nichts von BDM— HJ.
Was ich hörte sonst ganz leise —
Zeigt sich nur als bitt'rer Spott.

Und frag' heut' ich die Pegesen,
Warst Du nicht in der Partei?
Keiner ist darin gewesen —
Nicht ein Einz'ger war dabei.

Die wichtigste Aufgabe, welche ich als dringlichste lösen mußte, war, nach jenen verbrecherischen Elementen Umschau zu halten, die sich aus den Reihen der SS nach Schleswig-Holstein „gerettet" hatten in der Hoffnung, hier vorerst unterzutauchen und dann bei passender Gelegenheit über die Grenze nach Dänemark zu entkommen. Sie hatten falsch gerechnet. Die Grenze war verriegelt, im Westen, wie im Osten hinderte das Meer ein Fortkommen der Nazigrößen. Sie saßen hier fest wie in einer Fischreuse.

Als die Zeit dieses Abwartens den Nazis zu langweilig wurde und ihnen deuchte, daß man sich wieder „rühren" konnte, unternahmen sie ganz vorsichtig den Wiederaufbau ihrer so jäh zerschlagenen Organisation. Bereits in der zweiten Hälfte des Juni 1945 hatten sie hektographierte Flugblätter hergestellt, die den Bewohnern in den frühen Morgenstunden unter die Fußmatten gelegt wurden, damit beim Reinigen des Flurs diese „Aufrufe" aufgelesen werden konnten. Dieses Pamphlet hatte nachstehenden Wortlaut:

Durchlesen und weitergeben!

Deutscher!

Die Kräfte eines Volkes sind noch nie besiegt worden dadurch, daß nach einem ehrenhaften Kampfe dieses Volkes vor stärkeren Mächten kapitulieren mußte. Den Sieg haben unsere Feinde erst in dem Augenblick wirklich errungen, wenn sich unser Volk als seelische und geistige Größe, d. h. haltungsmäßig feige unterwirft. Ich meine damit, daß wir erst dann untergegangen sind, wenn der denkende Teil des deutschen Volkes die Ideen der Gegner annimmt, weil es sinnlos ist, sich gegen die materielle Übermacht unserer Feinde aufzulehnen. Die Tatsache, daß unser Volk z. Zt. ohne jeden politischen Rückhalt leben muß, wird vom Gegner weidlich ausgenutzt, um unsere geistige Kraft zu brechen und damit den Sieg zu vollenden. Der gesamte Agitationsapparat der Militärregierungen dient somit lediglich der Fortführung des Krieges mit anderen Mitteln. Kein Nachrichtenblatt, keine Botschaften, keine Anordnungen werden uns übermittelt, um uns nur über eine Sachlage zu unterrichten, sondern

um uns in unserer Haltung zu beeinflussen, um uns vergessen zu machen, daß wir Deutsche sind. Ein willkommenes Kampfmittel in dieser Geistesschlacht ist die Sache, daß ein Teil unserer politischen Führerschaft nicht nur jeden ehrlichen Nationalsozialisten, sondern auch den Führer verraten hat durch unehrenhaftes Verhalten vor und nach dem eigentlichen Kampfe! Wir dürfen uns jedoch nicht beirren lassen durch fremde Ideen, weder durch kommunistische noch durch kapitalistische. Wir müssen uns immer nur eines vor Augen halten, wenn wir vor den Toten dieses Krieges bestehen wollen.

Landsleute aus allen Gauen, vergeßt nie, daß Ihr die Pflicht habt, Deutsche zu bleiben!

Heil Hitler!

(Rückseite des Flugblattes:)

Eine Mahnung an Alle!

Jede Handlung gegen die alliierten Streitkräfte bedeutet Unglück und Elend für eigene Volksgenossen. Jetzt gibt es als Waffe für uns nur unseren Stolz und unsere deutsche Haltung!

Entsprechende Anweisung ist von zuständiger Stelle an alle in Betracht kommenden Organisationen ergangen. Auch Einzelkämpfer haben sich an diese Anordnung zu halten, andernfalls Bestrafung bzw. Verfolgung nicht nur durch die alliierte Militärbehörde erfolgen würde.

Ein weiterer Bericht folgt morgen.

Der angekündigte weitere Bericht konnte nicht folgen, weil die als Urheber schnellstens ermittelten Heißsporne zunächst festgenommen, und ihnen ein entsprechendes Privatissimum verlesen wurde. Den übrigen, nicht ermittelten Gesinnungsgenossen der neuen „Geistesschlacht-Gruppe" ist dann der Mut vergangen, sich auf dem Gebiet der „Neuorientierung" weiter zu betätigen. Es handelte sich durchweg um „Halbwüchsige", die noch etwas vom „Wehrwolf"-Geist genossen hatten.

Es verstand sich, daß ich mich, wie derzeit in Schwerin den Amerikanern, hier der britischen Besatzungsmacht zur Verfügung stellte, um dem Naziverbrechertum den Garaus zu machen. Der Erfolg war ein sehr erfreulicher. Hier ist so manche SS-Größe ins Garn gegangen, die sich ganz sicher fühlte.

Da der weitaus größte Teil der in meine Heimat geflüchteten SS-Leute und Naziführer außer den Sparkassenbüchern keine Legitimationspapiere besaßen, war es zunächst schwierig, gesuchte Verbrecher ausfindig zu machen. Einige Erfahrung hatte ich schon in Schwerin gesammelt, wo SS- und kriminelle Verbrecher sich ganz geschickt zu tarnen verstanden. Am schnellsten gelang das Wiederergreifen der als „politisch" getarnten Berufsverbrecher aus den Konzentrationslagern und Strafanstalten. Bei der Wiederaufnahme ihres altgewohnten Metiers gerieten sie der Polizei sehr bald wieder in die Hände. Bei dem Aufspüren der SS-Verbrecher aus den KZs halfen die ehemaligen KZler erfolgreich mit.

Von der Ergreifung Alfred Rosenbergs war schon in einem Vorkapitel die Rede. Daß der ehemalige Kommandant des KZ Auschwitz, Höss — getarnt als harmloser Bauernknecht — im Dorfe Gottrupel bei Flensburg aufgespürt und von der Militär-Polizei festgenommen werden konnte, war im Grunde genommen einem Zufall zuzuschreiben. Nicht weniger als vier Millionen Gasmorde gab dieser SS-Verbrecher nach und nach zu. Bei der ersten Vernehmung konnte er sich nur auf etwa zweieinhalb Millionen entsinnen. Unter dem Namen Lang hatte er durch das Arbeitsamt beim Bauern P. Hansen in Gottrupel Arbeit erhalten. Nicht einen Augenblick hatte Höss die Arbeitsstelle verlassen, immer aus Furcht, anderweitig Bekannten zu begegnen.

Auch der ehemalige Kommandant des KZ Sachsenhausen, Kaindl, trieb sich in der Uniform eines Forstaufsehers unter dem Namen Tiemann in der Gegend herum, bis er gefaßt wurde; er mußte mir zugeben, daß er Kaindl sei, als ich ihm sagte, daß ich sehr häufig als Dolmetscher zu ihm gerufen worden sei und ihn daher bestimmt wieder erkenne.

In dem Kurort Wassersleben, unmittelbar an der Grenze, hielt sich der englische Goebbels-Rundfunk-Propagandist William Joy, bekannt unter dem Namen Haw-Haw, verborgen. Bevor er nach Dänemark hinüberwechselte, konnte die Militär-Polizei ihn fassen und nach England expedieren, wo er zum Tode verurteilt wurde. Im Tower ist er durch den Strang hingerichtet worden.

Schon in mehreren Vorkapiteln hatte ich mich mit dem ehemaligen Reichsbevollmächtigten in Dänemark, Dr. Best, beschäftigt. Bevor ich dieses Kapitel abschließe, möchte ich rekapitulierend und ergänzend noch einiges über die Person und Tätigkeit dieses Mannes sagen, was der Öffentlichkeit nicht vorenthalten werden soll. Wie ich bereits ausführte, stammte meine Bekanntschaft mit Dr. Best aus dem Jahre 1939, wo ich im Deutschen Konsulat in Reykjavik (Island) mit ihm zusammentraf. Dann trennten sich unsere Wege. Ich wanderte ins Konzentrationslager und hörte auch nichts weiter von Dr. Best, bis ich im Juni 1948 durch die dänische Presse auf einen Prozeß in Apenrade aufmerksam wurde, in welchem der Name Dr. Best mein Interesse erregte.

Bald darauf begann in Kopenhagen der sogenannte Kleine Nürnberg-Prozeß gegen vier deutsche Kriegsverbrecher: den ehemaligen Reichsbevollmächtigten in Dänemark, Dr. Best, den Polizeigeneral Pancke, den früheren Sicherheitspolizeichef in Kopenhagen, Dr. Bovensiepen und General von Hanneken. Dem zuständigen Polizeimeister in Apenrade gab ich zu Protokoll, was mir über die Tätigkeit des Dr. Best in Island bekannt war. Wie allen verantwortlichen Nazigrößen ging es auch Dr. Best: „Mein Name ist Hase, ich weiß von nichts!" In Erinnerung war ihm nur, daß er zuerst im Jahre 1943 nach Dänemark gekommen sei, um dem dänischen Volk Gutes zu tun.

Durch meine bereits vorher protokollierte Aussage stand fest, daß Dr. Best irrte. Seine Reise nach Island 1939 hatte er mit der „Dronning Alexandrine" von Kopenhagen angetreten.

Aus der Schiffspassagierliste der Reederei konnten ihm sogar seine Begleiter aus Berlin namentlich genannt werden. Diese kleinen Enthüllungen dürften Dr. Best nicht gerade angenehm gewesen sein.

Von Dr. Best hatte ich bereits berichtet, daß er der Vater des Schutzhaftbefehls und der Schutzhaft für Politische überhaupt war. Doch nicht nur dies ist von ihm bekannt. Er leistete die ganze Vorarbeit für die Errichtung und Einrichtung der Konzentrationslager, ohne daß die Öffentlichkeit etwas davon erfuhr. Hitler und Himmler samt ihren sadistischen Trabanten wurden von Dr. Best suggeriert. Nahezu unbekannt ist die Tatsache, daß Dr. Best bereits 1931 die „Boxheimer Dokumente" verfaßte, jene Terror- und Torturfibel, welche den auf den Ordensburgen „ausgebildeten" SS-Henkern und Schinderknechten als Unterrichtsliteratur und Leitfaden für Menschenschändung, Tortur und bestialische Tötung diente!

In anschaulicher Weise wurde die Anwendung des Terrors sowohl gegen die Bevölkerung des eigenen Landes wie Angehörige anderer Nationen im Kriegsfalle geschildert. Vor diesem Dokument der Bestialität hätten selbst die Verfasser der „Peinlichen Halsgerichts-Ordnung Kaiser Karl V." die Segel streichen müssen, wenn sie die „Boxheimer Dokumente" des Dr. Best kennen gelernt hätten. Ausgerechnet den Vater dieser Terror-Akte betraute Hitler mit der Position des Reichsbevollmächtigten für das „in Schutzhaft" genommene Nachbarland Dänemark.

Wie dort nach den Methoden der „Boxheimer Dokumente" die Bevölkerung terrorisiert und gemordet wurde, enthüllte der obenerwähnte Kriegsverbrecher-Prozeß in Kopenhagen, welcher sich einige Monate lang hinzog und mit der Verurteilung von Dr. Best und seines Komplizen in Massenmord Dr. Bovensiepen zum Tode abschloß. Pancke erhielt zwanzig, von Hanneken acht Jahre Gefängnis. Die Berufungsverhandlung ist z. Zt. noch nicht beendet.

Noch einiges sei über Dr. Best abschließend nachzutragen. Als Reichsbevollmächtigter hatte er selbstverständlich in Kopenhagen eine komfortable Dienstwohnung. Zur Entspannung brauchte er eine ruhige Stätte der Erholung, weshalb man nach einem Landsitz Ausschau hielt. Diese fand sich in nächster Nähe der Grenze, am idyllischen Nordufer der Flensburger Förde: die von Wald umgebene Villa „Olinda" Süderhaff (Sönderhav).

Nicht uninteressant ist, zu erfahren, wie die Vorgeschichte des „Erwerbs" dieser Villa „Olinda" war. Der Vorbesitzer sah sich genötigt, diesen Besitz zu veräußern, um für seine geschäftlichen Unternehmungen Gelder flüssig zu machen. Ein von ihm mit dem Verkauf beauftragter Makler fand sehr bald einen zahlungsfähigen Interessenten. Als dies die Naziclique um Dr. Best erfuhr, schaltete sich die sogenannte Höfebank (Dr. Vogelsang) ein, und stellte sich als Vermittler bzw. Beauftragte der Nazi-Regierung vor, welche kurzerhand verfügte, daß die Villa „Olinda" zu dem vom Käufer festgesetzten Preis an die Naziclique zu verkaufen sei. Basta! Schlagartig, wie die

Nazis sich stets auszudrücken beliebten, wurde „Olinda" „gekauft" und neu hergerichtet, damit sie eines Dr. Best nebst Gemahlin würdig ward. 60 000 Dänenkronen kostete der Umbau, die auch noch von der dänischen (!) Staatskasse bezahlt werden mußten. Dr. Best wollte nur das Beste für Dänemark, weshalb er der Staatskasse auch die Bürde von 60 000 Kronen abnahm. Der Tierarzt Dr. Möller war u. a. sehr aktiv bei dieser Verkaufsangelegenheit.

Von dem Aussichtsturm, welcher mit erworben wurde, hatte der Satrap von Dänemark, Dr. Best, einen wunderbaren Ausblick über die Förde hinweg nach Flensburg und das gegenüberliegende Ufer von Mürwik, Solitüde und Glücksburg. Er hatte sozusagen das „Dritte Reich" seines Führers immer unter Augen. Wenn nicht von Zeit zu Zeit kleine Sabotageakte in der Gegend passierten, ließ sich auf dem Besitz „Olinda" ganz gut leben. Sei es nun der eigenen Sicherheit wegen oder war es Großzügigkeit — Dr. Best nebst Gemahlin entschlossen sich, Flüchtlinge aufzunehmen und zwar eine große Familie. Diese erhielt nun nicht etwa die Hälfte der Villa. Nein, in einem ungenutzten Winkel fanden die Flüchtlinge Unterkunft. So lebte Dr. Best in Dänemark, stets um das Wohl des dänischen Volkes besorgt. Und wenn die tausend Jahre nicht so galloppierend zu Ende gegangen wären, dann säße Dr. Best noch heute als unumschränkter Gebieter und „Schutzpatron" von Dänemark in diesem Tuskulum.

Hier wäre hinsichtlich des Urteils gegen Dr. Best und Konsorten noch nachzutragen, daß im Juli 1949 das Höchste Gericht in Kopenhagen die Urteile wie folgt abänderte: Dr. Best 5 Jahre, Dr. Bovensiepen lebenslänglich, Pancke zwanzig Jahre Gefängnis; Freispruch für v. Hanneken. Wegen des Urteils gegen die Verurteilten wurde sofort Revision angemeldet; Publikum und Presse in Dänemark hatten gegen dieses milde Urteil erbitterte Stimmen des Protestes geäußert.

Gegen die Schuldigen am Verbrechen in der Geltinger Bucht hatte das Schwurgericht in Hamburg 1948 ein sehr mildes Urteil gefällt, welches vom Kölner Obergericht aufgehoben wurde. Nach einer erneuten sechswöchentlichen Verhandlung wurde am 8. 8. 1949 nachstehendes Urteil verkündet: Marinerichter und jetziger Kunstmaler Holzwig— er dachte nicht daran, ein Gnadengesuch für die Verurteilten einzureichen — fünf Jahre Gefängnis; Offiziersbeisitzer Oberstabsarzt Dr. Busch ein Jahr Gefängnis; der ehem. Kommodore, jetzt arbeitsloser Rudolf Petersen zwei Jahre Gefängnis; — er opferte drei Menschen, „damit die letzte Schlacht gewonnen werden konnte". Gleichfalls je zwei Jahre Gefängnis erhielten der als „Speichellecker" vom Gericht gekennzeichnete Mannschaftsbeisitzer Faustmann und als „übelste Erscheinung aller Angeklagten" der ehemalige Bataillonsführer und jetziger Ingenieur Sander — als Initator des Verbrechens in der Geltinger Bucht — zudiktiert. Die Angeklagten v. Dresky und Schultz wurden freigesprochen. Merkel, der die Exekution derzeit durchführte, stand nicht unter Anklage.

Das war die Sühne für ein Verbrechen, welches an der Schwelle des Friedens von einer Wehrmachtsjustiz begangen wurde, die eine nationalsozialistische Gewaltherrschaft blindlings bejahte und alle, im Laufe des Krieges durchgeführten Strafverschärfungen auf Kosten des Rechts der Angeklagten gehen ließ. Zu den unmenschlichsten Mitteln hatte man gegriffen und drei Menschenleben verantwortungslos geopfert; die drei Matrosen wurden zu einem Objekt der Abschlachtung herabgewürdigt. Sie waren Opfer eines Kadavergehorsams, der von „Untergebenen" gefordert wurde, als die Kapitulation die Begriffe: Vorgesetzte und Untergebene ausgelöscht hatte.

Wer die zwölf Jahre des Nazi-Terrors in den Konzentrationslagern und weiteren Marterstätten überlebte, wird sich nur schwer mit den Urteilen, wie das im Petersen-Prozeß gefällte Urteil abfinden können. Wenn die Urteile der heutigen deutschen Gerichte gegenüber den Verbrechern der Nazizeit außergewöhnlich milde ausfallen, zumindest milder, als derzeit die von Nazirichtern gefällten Schreckensurteile gegen die Widerstandskämpfer von damals, so mag man als Erklärung dafür hinnehmen, daß die Schärfe der Urteile nichts mehr mit Gerechtigkeit zu tun hatte; es waren Willkürakte, diktiert vom Geiste des Macchiavelli Hitlers: Dr. Best. Auch ich habe mich damit abfinden müssen, daß der Denunziant (Seite 24) Ficke sen. mit einer Gefängnisstrafe von vier Monaten davon kam.

Der Gauleiter Koch aus Königsberg — bekannt als der Nationalsozialist Ostpreußens — war Mitte April 1945 mit dem Eisbrecher „Pregel" nach Flensburg abgedampft, wo er sich alsbald von seinen Landsleuten absonderte. Jahrelang wurde er gesucht. Wie so mancher Verbrecher durch Neugierde oder Unvorsichtigkeit zu Fall kam, so auch Erich Koch. Bei einem Treffen der Ostpreußen in Schleswig-Holstein mußte er unbedingt dabei sein.

Um sich unkenntlich zu machen, trug er eine Sonnenbrille — bei Regenwetter. Das machte die Ostpreußen stutzig und ebenfalls neugierig. Als ihm die Brille abgenommen wurde, um zu sehen, wer sich dahinter verborgen hielt, kam Koch zum Vorschein. Unter dem Namen eines Majors Berger hatte er bis Mai 1949 die Position gehalten, als ihn die Polizei im Dorfe Hartenholm bei Kaltenkirchen in Holstein verhaftete. Sein flehendlichster Wunsch war: Bitte mich nicht an die Russen auszuliefern! Dennoch werden die Russen zuletzt mit ihm zu reden haben.

Die zwölf Jahre des Naziregimes haben uns außer den Millionen von Toten, Waisen, Witwen und Heimatvertriebenen eine Welt von Trümmern hinterlassen. Tausend Jahre wollten die Nazis regieren. Im Galopp von zwölf Jahren rollten die tausend Jahre eines Adolf Hitlers ab. Wenn Chronos nach tausend Jahren seine Annalen aufschlägt, dann wird die Menschheit feststellen müssen, daß die Spuren von Hitlers Erdentagen noch nicht ausgelöscht sind. Für alle Zeiten wird der Name Hitler als der größte Verbrecher aller Zeiten und Völker in die Geschichte eingehen. Mögen alle Völker daraus die Erkenntnis und Lehre ziehen, alles daran zu setzen, um zu verhindern, daß ein neuer Diktator ersteht, der Menschheit und Kultur vollends ausrottet.

Niemals dürfen wieder Konzentrationslager als Marterstätten und Exekutionsplätze von Nationen errichtet werden, die Anspruch auf die Bezeichnung Kulturvölker erheben. Mit Schaudern müssen sich jene Gemarterten abwenden, die in den Höllen des Tyrannen Hitler die besten Jahre ihres Lebens zuzubringen genötigt waren.

Wenn ich heute im Kreise vertrauter Freunde häufig die Frage gestellt bekomme, wie es möglich war, diese furchtbare Zeit zu überstehen, dann muß ich sagen, daß das Schicksal dem Menschen oftmals Wege zeigt, die er sich in seiner Phantasie niemals träumen ließ. Wer in das Konzentrationslager kam, konnte sehr bald aus der dort herrschenden Atmosphäre lernen — wenn ihm Zeit dazu gelassen wurde. Nichts war einfacher, als die Nazis zu bluffen. Schwierig war es, sich vor den Spitzeln und Verrätern zu schützen. Augen und Ohren mußte man ständig spielen lassen, um sich im gegebenen Moment den Verhältnissen anzupassen. Immer hieß es: Kopf hoch! um das Schicksal mit einem unbeugsamen Lebenswillen zu meistern.

HERMANN LODEMANN
MINISTERPRÄSIDENT DES LANDES SCHLESWIG-HOLSTEIN

(24b) KIEL, den 4. Dezember 1948

Bescheinigung

Heinrich Lienau, Flensburg, Am Ffördewasser 4, befand sich als politischer Häftling in dem Konzentrationslager Sachsenhausen bei Oranienburg, als ich dort zu Anfang des Jahres 1945 eingeliefert wurde. Er hat meine Haft bis zu dem Zeitpunkt, wo wir durch die Russen befreit wurden, geteilt.

Lienau war ein vortrefflicher Kamerad, der durch seine hilfreiche Art manchen Schicksalsgenossen vor dem Untergang bewahrt hat.

Ein schauspielerisches Talent war mir von jeher eigen: Mutterwitz, Entschlossenheit und das unerschütterliche Selbstvertrauen; die feste Zuversicht auf ein baldiges Ende der Tyrannenherrschaft haben mich die furchtbaren Jahre des KZ-Daseins überwinden helfen und nicht zu vergessen: die Kameradschaft der politischen Freunde und Leidensgefährten stärkte das Vertrauen und die Hoffnung auf das unbedingte Finis, wie Stauffacher es in „Wilhelm Tell" zuversichtlich kündet: Eine Grenze hat Tyrannenmacht!

Vier Jahre sind verstrichen, seit die Kanonen schweigen. Die Menschen neigen sehr leicht zum Vergessen alles dessen, was sie an furchtbaren Ereignissen über sich ergehen lassen mußten. Sie drängen danach, sich von dem Gestern schnell zu distanzieren, weil sich heute alles viel leichter und zuversichtlicher betrachten läßt. Dennoch bin ich argwöhnisch, weil sich in der Zeit der Umformung Konturen neuer Tyrannen abzeichnen. Ludwig Börne schrieb schon 1830 in seinem Tagebuch: Tyrannen sind in unseren Tagen die gefährlichsten Freiheitsprediger. Soll er heute wieder Recht bekommen?

Wir haben des Leides genug erfahren. Setzen wir alles daran, soweit es in unseren Kräften steht, das abzuwenden und fernzuhalten, was die zwölf Jahre des Hitler-Regimes an Schrecken brachten. Die wir in den Konzentrationslägern den Kelch der Bitternisse bis zur Neige leeren mußten, wünschen selbst unseren ärgsten Feinden nicht das Entsetzliche unseres Erlebens in der Hölle der Nazityrannen. Wohl sieht sich das Erlebte und Erlittene gemilderter an, wenn man es rückblickend überschaut, so daß ich Fritz Reuter zustimmen kann, wenn er über seine „Festungstid" urteilt:

Söb'n Johr, datt is 'ne lange Tid,
Wenn man se sick vun vörn besüht;
Söb'n Johr, datt is 'ne korte Spann,
Sühst Du se Di vun achtern an.

„Die Welt ist vollkommen überall,
wo der Mensch nicht hinkommt mit
seiner Qual".
Schiller. „Braut von Messina".

Epilog

Das Buch ist abgeschlossen. Es gibt mein Erleben wieder aus einer Epoche, in der Menschenrechte zertreten wurden von Angehörigen einer Horde Bestien, die nur mit Menschenhaut überzogen waren. Diese Menschen mit Tieren vergleichen zu wollen, käme einem Trugschluß gleich. Ein Raubtier quält und mordet nicht aus Lust am Morden; instinktiv geht es auf Nahrungssuche und schlägt sein Opfer, um den eigenen Hunger zu stillen.

Der Mensch ist gut von Grund auf. Mit dem Aufkommen der Zivilisation kam die Entartung, die sich im Verlaufe von Jahrtausenden zu einem Grad steigerte, die in unserem Zeitalter bisher unbekannte Triumphe feierte. Wir haben mit Entsetzen erfahren müssen, wie vor allem die Kriege mit ihrer Barbarei die Menschen verrohten. Neben den Kriegen waren die Tyrannen die Lehrmeister der Dämonie, die unter ihrem letzten Vertreter Hitler einen bisher nicht gekannten Gipfel des Sadismus erklomm.

Kriege — besonders solche von langer Dauer — haben stets die Menschen in einen Zustand der Barbarei zurückgeworfen. Der letzte, von Hitler vorbereitete und heraufbeschworene Krieg, von ihm selbst als den Krieg Aller gegen Alle geführte totale Krieg, hat ein Maß an Grausamkeiten gezeigt, die für uns bisher unvorstellbare Begriffe waren. Das Schulen der Menschen zum Morden und zu erbarmungslosen Folterungen auf eigens dafür eingerichtete Ordensburgen als Lehranstalten, die praktische Anwendung der erlernten Mord- und Torturarten an den unschuldigen Insassen der Konzentrationsläger müssen — nachdem der Faschismus zu Boden geschlagen wurde — alle Völker aufrütteln und sie zu einer Geschlossenheit formen, die dem Tyrannen mit ihren Kriegsgelüsten jegliche Gefolgschaft versagt.

Millionen Todesopfer haben die Konzentrationsläger und der Krieg aus den Reihen der Angreifer und Angegriffenen gefordert; weitere Millionen wurden zu hilflosen Krüppeln, und gleichfalls in die Millionen geht die Zahl der Witwen und Waisen, sowie der Heimatvertriebenen und durch Zerstörung ihres Besitzes Verarmten. Sieger und Besiegte haben gleich

schwere Opfer bringen müssen. Wohl endete vor vier Jahren der zweite Weltkrieg, doch kann von einem Frieden nicht die Rede sein, wenn trotz aller Bemühungen der UNO, an vielen Stätten des Erdballs noch die Waffen sprechen und neue Kriege angefacht werden.

Keine idealere Sache kann es geben, als alle Kräfte zusammenzufassen, die auf ihr Panier die Sicherung eines dauernden Weltfriedens verkünden und erstreben. Der Inder Ghandi, wie der Schwede Graf Folke Bernadotte haben für das hohe Ziel ihr Leben eingesetzt und geopfert. Mögen die Namen dieser beiden ehrlichen Verfechter des Friedens allen Völkern als Fanal voranleuchten.

Als nach dem ersten Weltkrieg die Kriegsteilnehmer vieler Länder sich zusammenschlossen zu Organisationen, welche als alleiniges Ziel die Verhinderung zukünftiger Kriege forderten, da konnte man die Hoffnung schöpfen, daß dieser Weg zum Frieden ein gangbarer sei. Der zweite Weltkrieg zerstörte diese Illusion vollends. Die Soldaten der sich bekämpfenden Heere konnten keine Bindungen haben, weil sie sich nicht kannten; ohne sich zu kennen, mußten sie das blutige Werk des gegenseitigen Vernichtens ausführen.

Einen neuen Weg zur Völkerverständigung möchte ich daher zeigen, den Weg über die Friedensbereitschaft der ehemaligen politischen Insassen der Konzentrationsläger. Hier wurden die Angehörigen aller Nationen durch die Hitler-SS und Gestapo zusammengetrieben, um vernichtet zu werden. Auf Tod und Verderben wurden die Opfer des Hitler-Regimes zwangsweise miteinander zu einer Schutzgemeinschaft zusammengeschweißt, die um ihr Leben kämpfte gegen einen einzigen Feind: die völkermordende SS. Diese, dem Tode geweihten Konzentrationäre, welche sich als verläßliche Kameraden schätzen lernten, sie sollen berufen sein, jene in den Konzentrationslägern geknüpften Fäden der Kameradschaft zu einem unzerreißbaren Band internationaler Verständigung, mit dem Endziel des Völkerfriedens zu flechten.

Als internationale Widerstandskämpfer kannten sie im Konzentrationslager keinen Standesunterschied, keine Nation, kein Glaubensbekenntnis und keine Rasse; sie kämpften für Leben und Freiheit aller, die Menschenantlitz trugen, gegen ihre Peiniger und Unterdrücker, welche nur ein Menschenantlitz zeigten, aber keine Menschen waren.

Wohl sind Millionen unserer Besten in den Konzentrationslägern hingemordet worden, aber es ist doch einigen tausenden Konzentrationären gelungen, die Freiheit wieder zu erlangen, dank der Befreiungsaktion der Alliierten, die gleichzeitig noch vielen Tausenden das Leben rettete. Freiheit und Leben zu erhalten für uns alle, für unsere Kinder und für die kommenden Generationen zu sichern, sei uns heilige Verpflichtung. Diese Verpflichtung muß feste Formen annehmen durch die Aufrichtung einer Organisation, die Freiheit und Frieden gewährleistet.

Ein furchtbares Erbe hat die jetzt lebende Generation übernehmen müssen: auch die kommenden Geschlechter werden noch zu kämpfen haben, die Spuren der Verwüstungen zu beseitigen. Der Einsatz für die Errichtung einer Friedensorganisation darf nicht gelähmt werden durch das Damoklesschwert eines dräuenden neuen Krieges. Daß das Wirken für die Aufrichtung und Festigung einer solchen Generation keine Sisyphusarbeit werde, muß Aufgabe der ehemaligen politischen Konzentrationäre sein.

Mag der Weg zur Erreichung des hohen Ziels: dauernder Friede allen Völkern, schwierig erscheinen, so darf es doch keinen abschrecken, ihn zu betreten. Wer die Schrecken des Konzentrationslagers erlebte, muß auch den ehrlichen Willen bekennen, jenen Regierungen den Kampf anzusagen, die noch Konzentrationsläger einrichten oder unterhalten. Nicht einen Augenblick zweifle ich daran, daß die von mir vorgeschlagene internationale Organisation der ehemaligen politischen Konzentrationäre zur Sicherung des Weltfriedens zu einem Machtfaktor werden kann, wenn ein ernster Wille vorhanden ist, sich durchzusetzen und zu behaupten.

Im Konzentrationslager Sachsenhausen-Oranienburg waren die Angehörigen von 42 Nationen zusammengetrieben, die sich in 36 Sprachen verständigen mußten. Es gelang, sie alle auf einen Nenner zu bringen, in welchem dokumentiert ward: Nie wieder Konzentrationsläger, nie wieder Krieg, wir haben genug von beiden. Freiheit wollen wir und Frieden!

Die in den Konzentrationslägern geschlossene Freundschaft hat auch heute noch Bestand. Mit unzähligen Kameraden aus fast allen Ländern bindet mich heute noch die Korrespondenz, die mir stets aufs neue beweist, wie unverbrüchlich der Zusammenhalt ist, der einst unter den bittersten Verhältnissen und Zuständen im Konzentrationslager geschmiedet wurde. Über Ländergrenzen, Zonen, Meere und Gebirge hinweg müssen sich die ehemaligen politischen Konzentrationäre die Hände reichen, wie sie es taten in der Zeit ihrer tiefsten Erniedrigung. Dessen bin ich sicher, daß meinem Rufe tausende ehemalige KZ-Kameraden aus allen Ländern zustimmen werden und aufatmend bekennen, an diesem Werk der Völkerverständigung mit dem Ziele: Friede der Menschheit für alle Zeiten, mitzuwirken.

Seit einem Menschenalter wohne ich in einem Grenzgebiet, wo die Meinungen und Interessen zweier Nationen aufeinanderstoßen. Sie achten einander und tauschen ihre Kultur auf allen Gebieten miteinander aus. Niemand denkt daran, daß dieses Nebeneinanderwohnen und -wirken feindliche oder gar kriegerische Verwicklungen geben könnte. So soll und muß es an allen Grenzen sein — Grenzen sollen nicht trennen, sondern binden und den Angehörigen aller Nationen Eigenleben, Freiheit und Frieden gewährleisten.

Meinen Aufruf schließe ich mit dem Wunsche und der Aufforderung an alle ehemaligen politischen Konzentrationäre, die jahrelang gemeinsam gelitten, für Leben und Freiheit alles einsetzten: Verankert diese Solidarität der Kameraden zu einer Union der Freundschaft, der Freiheit und des Friedens!

Heinrich Lienau

Heinrich Lienau

Als ich nach dem ersten Weltkrieg heimkehrte, hörte ich bei meinem Freunde Hermann Boßdorf zum erstenmal den Namen Heinrich Lienau. Boßdorf berichtete mir, daß 1917 von diesem niederdeutschen Dichter im Schiller-Theater Hamburg-Altona das Drama „Heidlüchen" zur erfolgreichen Uraufführung gelangt wäre. In der Buchausgabe des Verlages Richard Hermes lernte ich dann das Stück kennen. Im Winter 1918—19 brachte dies Theater Lienau's Werk „De Herr vun Hoffsee". Das Programmheft enthielt eine Einführung aus der Feder von Hermann Boßdorf. Dies Bühnenwerk behandelte das noch aus der Feudalzeit stammende Recht der ersten Nacht für den Gutsherrn. Deshalb führte das Stück auch den Untertitel „Jus primae noctis". Diese Dichtung hörte ich mir auf der Bühne an und hörte hinterher von Bekannten, daß Lienau's Erstling „Uem de Hauw" noch immer auf eine Uraufführung warte.

Bald darauf lernte ich auch den Dichter persönlich kennen. Professor Marx Möller, damals Dramaturg am Altonaer Stadttheater, Heinrich Lienau und ich traten in den Vorstand der 1914 gegründeten „Niederdeutschen Vereinigung" ein, die durch die Herausgabe des alljährlich erscheinenden „Niedersachsenbuches" und durch die Zweimonatsschrift „Der Schimmelreiter" viele Freunde gewann. Der Dichter wohnte damals mit Frau und Tochter in Hamburg im Luisenweg. Mir fiel gleich beim ersten Besuch Lienau's interessante Bücherei auf, die viele Seltenheiten barg. Er ist nämlich von jeher ein Bücherliebhaber und Sammler gewesen.

Heinrich Lienau ist kein geborener Hamburger. Am 24. August 1883 wurde er in Neumünster (Holstein) als Sohn eines Schlossers geboren, besuchte die 1. Bürgerschule und kam dann als Schriftsetzer nach Kiel in die Lehre. Aber wegen eines beginnenden Lungenleidens mußte er später diesen Beruf aufgeben, siedelte 1901 nach Hamburg über und wurde jetzt Kaufmann. Als solcher war er bis 1919 in der Hamburger Konsumgesellschaft von 1856 tätig.

Durch seinen Vater, der 1930 starb, kam er schon sehr früh mit der damals sich machtvoll entwickelnden Sozialdemokratischen Partei in Berührung. In der Verbotszeit (Sozialisten-Gesetz 1878—1890) war der alte Lienau Vorsitzender der illegalen Exekutive der Partei für den Bezirk Schleswig-Holstein. Dadurch lernte er in seinem Elternhaus eine Reihe führender

Männer persönlich kennen: August Bebel, Wilhelm Liebknecht, Hasenklever, von Vollmar, von Elm u. a. Die häufigen polizeilichen Haussuchungen empfand bereits der kleine Junge als ständige Bedrohung. Den stärksten Eindruck auf ihn machte aber die Verhaftung des Vaters am Heiligen Abend. Vom brennenden Tannenbaum weg schleppte man ihn ins Gefängnis. Aber Vater Lienau erlebte auch wieder den Aufstieg seiner Partei. Bereits 1889 durfte er als Delegierter am 1. Internationalen Sozialistenkongreß in Paris teilnehmen. Neumünster wählte ihn später zum ehrenamtlichen Stadtverordneten-Vorsteher neben seinem Amt als Rendant.

Heinrich Lienau trat früh der Sozialdemokratischen Partei bei und schrieb für das „Hamburger Echo" eine Reihe politischer und feuilletonistischer Beiträge; mehrere Jahre war er auch Mitglied der Pressekommission des Parteiblattes. Da er auch als Redner begabt war, wurde er schon 1903 zu den Reichstagswahlen als solcher viel eingesetzt.

Manche Lücken in seiner Schulbildung erkennend, war er von jeher eifrig bemüht um seine Weiterbildung. An der neugegründeten Universität Hamburg ließ er sich als Gasthörer für Germanistik und Volkswirtschaftslehre eintragen. So kam bald in persönliche Beziehungen mit dem verstorbenen Professor Conrad Borchling. Später setzte der Dichter seine Studien in Münster und Kiel fort. Da er das Dänische fließend beherrscht, fiel es ihm auch nicht schwer, an der Universität in Kopenhagen nordische Literatur und aus geschäftlichen Gründen Biologie zu hören. In die Reihe seines häufigen Aufenthalts in Dänemark, seiner Besuche in Schweden und Norwegen fällt auch die Bekanntschaft mit vielen skandinavischen Schriftstellern, Wissenschaftlern und führenden Persönlichkeiten des politischen, kulturellen und wirtschaftlichen Lebens.

Während der Hamburger Jahre blieb aber immer die Dichtkunst seine heimliche Liebe. Er kam in diesen Jahren auch mit den Männern in persönliche Verbindung, die der Kaufmannsstadt zeitweilig den Ruf einer Musenstadt einbrachten: Detlef von Liliencron, Richard Dehmel, Gustav Falke und Otto Ernst. Da Heinrich Lienau nicht nur Plattdeutsch liebte, sondern auch allerlei Arbeiten in dieser alten Sprache veröffentlichte, lernte er auch eine Reihe niederdeutscher Dichter näher kennen: Fritz Stavenhagen, Johann Hinrich Fehrs, Gorch Fock, Hermann Boßdorf, Georg Semper, I. C. Stülcken (Peter Werth) und den Begründer der Niederdeutschen Bühne in Hamburg Richard Ohnsorg.

In den Jahren 1920—1922 schrieb er für das Ernst Drucker-Theater (heute St. Pauli-Theater) zwei Lokalpossen: „Der Oberschieber" und „Gottlieb Pommerenke", die zahlreiche Aufführungen erlebten.

Dann verließ Heinrich Lienau Hamburg und siedelte nach Sylt über, das er nach kurzer Zeit wieder verließ, um sich in Flensburg niederzulassen. Hier eröffnete er zunächst eine kaufmännische Firma, aus der später die Biovis-Werke hervorgingen. In den nächsten Jahren widmete er seine ganze Arbeitskraft diesem aufblühenden Unternehmen. Seine einzige

Tochter verheiratete sich mit einem Flensburger, der schon nach USA übergesiedelt war.

Als das Reich der tausend Jahre begann, fing aber Lienaus Leidenszeit an. Aus seiner Abneigung gegen Hitler machte er keinen Hehl. Bald kam eine Denunziation aus „Geschäftskreisen", und kurze Zeit später verurteilte ihn das Hanseatische Sondergericht in Lübeck wegen Vergehen gegen das Heimtückegesetz zu zwei Jahren Gefängnis. Er konnte sich nur freuen, daß damals der berüchtigte Volksgerichtshof noch nicht existierte; der hätte ihn wahrscheinlich zum Tode verurteilt. Seine Frau Minna hielt tapfer die Position in Flensburg. Nach Verbüssung der Strafe war Heinrich Lienau als Meeresalgen-Expert 1938 nach Island gefahren. Bei seiner Rückkehr geriet er erneut in die Fänge der Gestapo, die ihn in das Konzentrationslager Sachsenhausen-Oranienburg brachte. Zwischendurch nahm sich die Kieler Gestapo seiner an auf Anordnung des Volksgerichtshofes. Während der Kieler Haft schrieb Heinrich Lienau den Roman „Die Dammholter Truhe". Seiner Frau gelang es, die Handschrift aus dem Gefängnis herauszuschmuggeln. So blieb der Roman erhalten. Zwei weitere Manuskripte: „Die Gildebraut" und einen Hamburger Roman beschlagnahmte die Kieler Gestapo und vernichtete diese.

Wegen seiner guten Kenntnisse der nordischen Sprachen wurde Heinrich Lienau bald im KZ Dolmetscher; aber das hat ihn keineswegs vor Leiden bewahrt. An einem Wintertag glitt er beim Appell aus und verlor, durch einen brutalen Fußtritt ins Gesicht, 17 Zähne. Fußtritte in den Leib waren die Ursache eines schweren Bruchleidens, das erst 1948 durch eine Operation in Sonderburg behoben werden konnte. Während der Zeit seiner KZ Haft lernte Lienau eine große Anzahl führender Männer aus fast allen Ländern, besonders aus Skandinavien, kennen. Wiederholt ist er zu politischen und kulturellen Veranstaltungen eingeladen worden.

Nachdem er sich körperlich erholt hatte, begann er sofort wieder mit der literarischen Produktion. Nach dem Erlebnisbuch „Zwölf Jahre Nacht" schrieb er die plattdeutsche Komödie „Körung". Weitere Werke werden wir noch von ihm erwarten dürfen.

Albrecht Janssen

Nazionalsozialistische Konzentrationslager

Hauptlager:	
Sachsenhausen und 80 Nebenlager	81
Buchenwald und 60 Nebenlager	61
Dachau und 60 Nebenlager	61
Mauthausen und 45 Nebenlager	46
Neuengamme, Bergen-Belsen, Ravensbrück, Stutthof, Lublin, Gr. Rosen, Krakau, Auschwitz, Theresienstadt, Flossenburg, Natzweiler, Woltersdorf, Wiesengrund, zusammen	13
Weitere Lager in:	
Schleswig-Holstein	8
Pommern	4
Mecklenburg	6
Provinz Brandenburg und Sachsen	20
Oldenburg, Bremen	4
Provinz Hannover	20
Westfalen	7
Ruhrgebiet	3
Rheinland	11
Hessen	8
Baden	8
Württemberg	4
Bayern	17
Thüringen	5
Braunschweig	4
Sachsen	8
Österreich	10
Sudetengau	8
Schlesien	10
Polen	35
Ostpreußen	5
Zusammen	467

Außerdem waren noch KZ-Lager in Riga (Lettland), Vught und Amersfoort in Holland.

Lageplan der KZ-Lager Seite 43

Inhaltsangabe

Kap.		Seite
	Vorwort	7
	Einleitung	11
1	Widerstandsbewegung im Grenzgebiet	13
2	Hitlers Flucht nach Flensburg während der Röhm-Affäre	17
3	Offener Brief an den Reichspräsidenten v. Hindenburg	21
4	Vierjahresplan-Rummel	26
5	Görings Fiasko auf Island	30
6	Hitlers Piratenschiffe	33
7	Dem Kriege entgegen	37
8	Hitlers Inferno	41
9	Kieler Wochen	44
10	Empfang der Zugänge	49
11	Einweisungsgründe (Heydrichs Höllenpässe)	58
12	„Turm A. Auf Posten nichts Neues!“	75
13	Gemeinwesen KZ Sachsenhausen	83
14	Potemkin redivivus	97
15	Braune Inquisitoren	108
16	Der Todesengel geht durch's Lager	121
17	Hakenkreuz-Pharaonen	136
18	Widerstand und Sabotage im Lager	149
19	„Herrenrasse“ ohne Maske	161
20	Plaudereien zwischen den Baracken	177
21	Totentanz	193
22	Chaos	203
23	Hungermarsch auf den Straßen Adolf Hitlers	220
24	Flensburg — Ende des „Tausendjährigen Reiches“	233
	Nachlese	247
	Epilog	257
	Anhang	260

Geheime Staatspolizei
Geheimes Staatspolizeiamt

B. Nr. II D Heft-Nr. P 3417

Berlin SW 11, den 20. Sept. 1939
Prinz-Albrecht-Straße 8

Schutzhaftbefehl

Vor- und Zuname:	Hans Petersen
Geburtstag und -Ort:	20.4.92 Söruphols
Beruf:	Bäckermeister
Familienstand:	verh.
Staatsangehörigkeit:	R.D.
Religion:	ev.
Rasse (bei Nichtariern anzugeben):	
Wohnort und Wohnung:	Viöl

wird in Schutzhaft genommen.

Gründe:

Er — Sie — gefährdet nach dem Ergebnis der staatspolizeilichen Feststellungen durch sein — ihr — Verhalten den Bestand und die Sicherheit des Volkes und Staates, indem er — sie — durch hetzerische und defaitistische Reden Unruhe in die Bevölkerung trägt.

ges. Heydrich.

Beglaubigt:
Kanzleiangestellte.